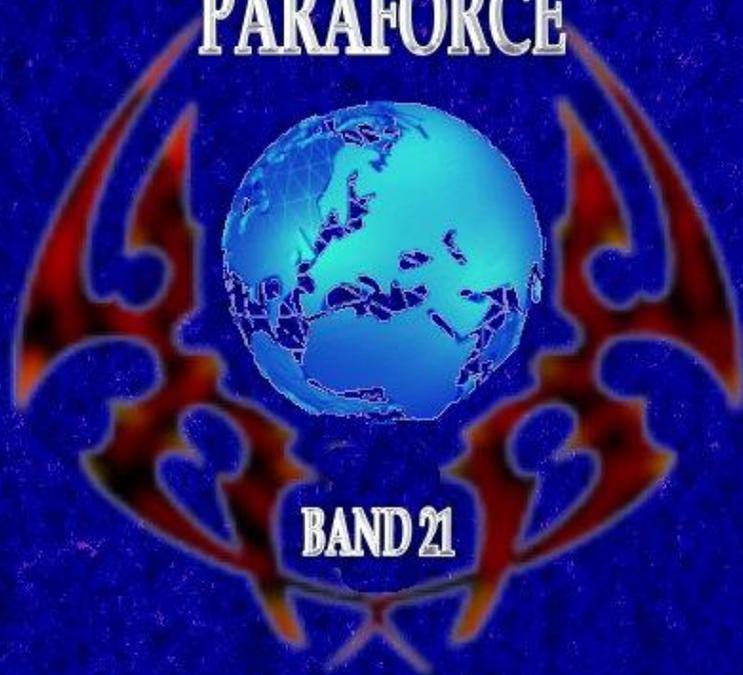


Amanda McGrey

PARAFORCE



BAND 21

D.X.G. 14

WWW.GEISTERSPIEGEL.DE

Amanda McGrey

Paraforce

Band 21

D.X.G. 14

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2014 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Die Nachtluft schien zu vibrieren. Es knisterte in den Bäumen. Kleine Flämmchen züngelten an den Astspitzen.

Der Mond verwandelte sich in eine fahle Scheibe.

Die Wogen des Meeres bäumten sich auf. Ohne vorherige Ankündigung verwandelte sich die bisher glatte Bucht in einen kochenden Kessel. Das Tosen des Wassers wurde übertönt von einem schrillen Ton, der an das Wimmern armer Seelen erinnerte. Er drang durch die halb offenen Autoscheiben.

Als die pechschwarze Wand sich unmittelbar vor der Küste aufrichtete, schlug Amanda Harris krachend den ersten Gang ein und drückte das Gaspedal bis zum Bodenblech durch. Der Cherokee machte einen gewaltigen Satz nach vorn. Die Räder radierten. Mit jaulenden Pneus schoss der Wagen um den Kreisverkehr zur Ortsmitte. Es gab nur eine Chance: Das Hafenbecken zu erreichen und einfach hineinzuspringen, um tief unterzutauchen. Amanda errechnete ein Zeitfenster von dreieinhalb Minuten.

Zweiter Gang, dritter Gang, vierter Gang ... Das Getriebe protestierte, aber der Geländewagen beschleunigte immer weiter.

Da!

Die Hafenummauer!

Die Paraforce-Agentin hielt sich nicht mit dem Betätigen der Bremse auf. Sie rollte sich aus dem offenen Fahrzeug, schlug hart auf, überschlug sich auf der Grasnarbe neben der Fahrbahn, kam auf die Füße und hechtete über die Mauer.

Wie eine gewaltige, überirdische Faust schleuderte es sie zur tintenschwarzen Wasseroberfläche.

Yorkshire, 2 Monate vorher

Ein milder Frühherbsttag.

Die gestreckte, schlanke, durchtrainierte Gestalt schoss durch das Außenschwimmbcken. Die Agentin Amanda Harris schwamm ihre morgendlichen dreißig Bahnen. Danach tauchte sie noch einmal durch die volle Länge des tiefblauen Pools, ehe sie sich am alabasterfarbenen Rand hochzog. Leichtfüßig und völlig nackt trat sie unter die Dusche und ließ wohligh den Massagestrahl über ihre Haut prickeln.

Jane Gleymore, ihre neue Haushaltshilfe, hatte vor vier Wochen ihren Dienst angetreten. Eine junge Frau mit wachen Augen, die Blackstone ihr wärmstens empfohlen hatte.

»Sie hat die besten Referenzen und fünf Jahre für Sir Bert McCannon von der Abwehr gearbeitet. Verschwiegen und loyal.«

Amanda hatte etwas skeptisch geschaut. »Ist Sir Bert nicht bei einem mysteriösen Flugzeugabsturz ums Leben gekommen?«

»Richtig! Wir konnten das nicht klären. Jemand musste von seiner Geheimdiensttätigkeit gewusst haben. Er arbeitete an einem Dossier, das er mir übergeben wollte. Worum es ging ... da hüllte er sich in Schweigen.«

Sie trocknete sich eben mit dem lindgrünen Badetuch ab, als auf der Hollywoodschaukel das Mobiltelefon anschlugh. Vier Schritte brachten sie hinüber. An dem Code aus Buchstaben und Zahlen erkannte sie, dass es die Paraforce-Zentrale war.

Amanda aktivierte das Gerät. »Code 6/4.«

»Sie werden verbunden«, ertönte eine Computerstimme. Dann: »Blackstone hier. Miss Harris, treffen Sie sich um

vier Uhr mit Sir Miles in London. Planquadrat C-7. Es eilt.«

Damit wurde die Verbindung unterbrochen.

Amanda Harris nahm das Telefon mit ins Haus. In ihrem Schlafzimmer schlüpfte sie in einen hellen Hosenanzug, dann lief sie – noch immer barfuß – zum PC in ihrer Arbeitsecke des weiträumigen Salons.

Der nierenförmige Schreibtisch stand genau gegenüber des überdimensionalen Gemäldes von El Greco.

Die Agentin fuhr den PC hoch. Mittels eines speziellen Eingabecodes aktivierte sie die ständig wechselnde Planquadratkarte der Hauptstadt.

C-7 befand sich in Chelsea. Amanda zoomte. Sie sah die Straße und dann ein Kreuz. Ein Restaurant namens *Bajrang*.

Die Agentin googelte und erfuhr, dass es sich um ein Thai-Restaurant handelte. Der Inhaber hieß Agar Batti.

Mit einem Mausklick orderte sie ihren eigenen Helikopterdienst.

London

Der Helikopter näherte sich in geringer Höhe dem etwas außerhalb der Stadt gelegenen Flugfeld.

Bereits beim Überflug der Stadtbezirke war Amanda eine Glut von Blinklichtern diverser Katastrophenschutz-Fahrzeuge aufgefallen. Auch glaubte sie, an einigen Stellen Rauchwolken zu erkennen.

Hatte es einen Terroranschlag gegeben?

Auch auf dem Flugfeld herrschte angespannte Stimmung. Ein großer blonder Mann kam eben die Treppe des Towers herunter. Als er die rassige Frau mit dem hüftlangen pechschwarzen Haar sah, blieb er stehen, lächelte und rief dann: »Amanda Harris! Wie lange haben wir uns nicht

gesehen?«

Über das Antlitz der Agentin huschte ein freudiges Erkennen. »Mikel!« Sie begrüßten sich herzlich.

»Was treibt dich nach London?«, wollte der hochgewachsene Mann wissen.

Amanda zuckte die Achseln. »Geschäfte.«

»Aha«, kam es amüsiert zurück.

»Was ist eigentlich los? Ich sah beim Anflug jede Menge Rettungsfahrzeuge und Ähnliches.«

»Jemand hat wohl einen Sprengsatz in einem Waggon der *Baker Street Line* gezündet. Es soll zwanzig Tote gegeben haben,«

Amanda runzelte die Stirn. »Iren?«

Der mit Mike begrüßte Hüne schüttelte den Kopf. »Sicher nicht. Aber genau weiß das noch keiner. Alles ist jedenfalls abgeriegelt.«

»Ich muss nach Chelsea.«

Mike hob die Hände. »Das sieht im Moment schlecht aus.«

In diesem Moment begann der Boden zu vibrieren. Erschreckt blickte Amanda nach unten. Da hechtete Mike mit einem gewaltigen Sprung zur Seite. Ein Riss entstand in der Rasenfläche. Er zog sich wie eine Schlange und der Boden klaffte plötzlich einen halben Meter auseinander.

Amanda rannte zur Towertreppe.

Dann beruhigte sich alles.

»Bullshit! Was war das?«, kam es krächzend über die Lippen der Agentin.

Mike stand steif da – kalkweiß. »Keine Ahnung.«

»Plötzliche Erdbeben in England?«

Mike atmete schwer. »So was erlebe ich zum ersten Mal.«

Wild gestikulierend kamen zwei Männer aus dem Tower zur Treppenplattform. Auch sie staunten über den Riss.

Eine plausible Erklärung gab es zur Stunde nicht.

Nach einer Stunde hatte es Amanda tatsächlich geschafft, das *Bajrang* zu erreichen. Sir Miles war nicht da, hatte aber eine Nachricht hinterlassen. Sie solle gegen achtzehn Uhr in sein Büro kommen. Die Agentin vermutete, dass ganz Scotland Yard auf den Beinen war.

Sie bestellte einen Kaffee an der kleinen Bar.

In dem halb gefüllten Restaurant wurden die Vorkommnisse heftig diskutiert. Erklärungen hatte niemand – lediglich wilde Spekulationen.

Amanda angelte sich die *SUN* und blätterte gedankenverloren durch die Seiten. Da blieb ihr Blick auf einer zweispaltigen Überschrift hängen.

Illusionist Gerry Townsend aus dem Gefängnis verschwunden

Die Agentin las den Artikel.

Man verdächtigte den Künstler, seine Partnerin Eileen Sheern umgebracht zu haben. Allerdings fand man keine Verwundung. So tippte Scotland Yard auf ein noch nicht in der Pathologie nachweisbares Gift. Man nahm Townsend in Untersuchungshaft. Nun war er aus seiner Zelle verschwunden, obwohl laut Kamerabeweisen wie auch durch die Aussage des Gefängnispersonals niemand die Zellentür geöffnet hatte. Auch ein Ausbruch durch das Fenster erwies sich als unmöglich.

Townsend war einfach weg! Seit zehn Tagen.

Nun, so überlegte die Agentin, es würde sicher eine reale Erklärung geben.

Sie trank ihren Kaffee aus und verließ das Restaurant. Als sie gemächlich die Straße hinunter ging, bemerkte sie die verstärkte Präsenz uniformierter Polizisten.

»Miss Harris«, vernahm sie da eine geflüsterte Stimme neben sich. Sie schaute in die entsprechende Richtung, konnte aber niemanden sehen. Sie blieb stehen.

»Miss Harris!«

Diesmal kam die Stimme von der anderen Seite. Doch auch dort entdeckte die Agentin niemanden. Sie spürte, wie sich ihre Nackenhaare leicht sträubten.

»Gehen Sie in die schmale Gasse dort drüben«, vernahm sie nun erneut die Stimme.

Amanda holte tief Luft und folgte der Anweisung.

Ihre Augenbrauen schossen hoch, als sich – wie eine Holografie – ein Mann vor ihr materialisierte.

Allerdings verstofflichte er sich nicht völlig, sondern blieb leicht milchig durchsichtig.

Amanda Harris wusste blitzartig, wen sie vor sich hatte.

Gerry Townsend!

Sie holte dreimal tief Luft.

»All right, Mr. Townsend – was wollen Sie?«

»Sie haben mich also erkannt«, kam es seufzend.

»Das war nicht schwierig. Also?« Ihre Stimme klang fordernd.

Der halb durchsichtige Mann vor ihr gestikuliert wild.
»Ich habe die Bombe nicht in die U-Bahn gelegt!«

Die Agentin kniff ein Auge etwas zu. »Wer behauptet das?«

»Man wird es behaupten!«, kam es schrill zurück. »Genauso, wie gesagt wird, ich hätte Eileen umgebracht.«

»Und? Haben Sie?«

»Natürlich nicht!«

»Wer dann?«

Wieder warf Townsend in hilfloser Gestik die Arme hoch. »Ich weiß es nicht!«

Amanda sah sich um. Sie waren allein.

Irgendetwas in ihr festigte sich dahin gehend, dem Mann zu glauben.

»Also ... wieso materialisieren Sie nicht vollständig? Mit

dieser Gabe sind Sie doch aus dem Gefängnis entkommen.«

»Ich sitze in einer Zwischenraumschleife.«

»Erklären Sie das genauer.«

Sie sah, dass der Körper langsam wieder durchsichtiger wurde. Auch die Stimme klang verwehert.

»Finden Sie D.X.G. 14!«

Über Amandas Nase entstand eine steile Falte. »Was ist das?«

Doch da war Townsend verschwunden. »Finden Sie ... D.X.G 14 ... Die Wahrheit ...«

Wie vom Wind davon getragen vernahm sie es noch.

Völlig irritiert blieb die Agentin noch eine Weile stehen.

Scotland Yard

Sir Miles blickte fragend.

»Was soll das sein: D.X.G. 14?«

Amanda zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht, Sir.«

Der Mann vom Yard trommelte mit den Fingern auf seiner Schreibtischplatte herum. Dann griff er fahrig nach seiner Pfeife. »Eine neue Droge?«

Amanda verzog das Gesicht. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Was dann?«

Die Agentin lehnte sich auf dem Besuchersessel des Büros zurück. »Ich weiß es nicht. Aber ...«, sie beugte sich wieder etwas vor. »... weshalb haben Sie mich herbestellt, Sir Miles?«

Der altgediente Leiter der Sonderermittlung des Yards stellte sein Fingerspiel auf der Tischplatte ein. Dann warf er in einem kurzen Bogen der jungen Frau eine rote Akte

zu. »Sehen Sie sich das mal an.«

Stirnrunzelnd schlug die Agentin den Ordner auf. Auf dem ersten Blatt befand sich ein Foto. Ein See. Eine idyllische Umgebung mit einem größeren Dorf.

Amanda blätterte um und sah denselben See, aber dieser dampfte.

Die Agentin schlug die ellenlangen Beine übereinander, was den Yard-Beamten sichtlich nervös machte.

Böse Zungen behaupteten, Amanda würde ihre Beine als psychologische Waffe einsetzen.

Miles räusperte sich und deutete von seiner Position aus mit ausgestrecktem Arm zu dem Foto.

»Maria Laach in Deutschland. Ein uralter Vulkansee. Erloschen – so nahm man an.«

Amanda winkte mit der freien Hand leicht ab. »Es gibt keine erloschenen Vulkane.«

Der Scotland-Yard-Mann brummte: »Weiß ich. Darum geht es auch nicht.«

Die Augen der Agentin nahmen einen harten Glanz an, als sie fragte: »Sondern?«

»Der Wissenschaftler, der uns diese Unterlagen zugespielt hat, ist seit zwei Tagen verschwunden.«

Lady Amanda blätterte eine Seite weiter. Dort klemmte ein Foto. Es zeigte einen gut aussehenden Mann von etwa vierzig Jahren, blond, Typ Robert Redford in den 80ern mit einem sympathischen Lächeln um die Mundwinkel.

»Dr. Peter Murphy«, erklärte Sir Miles. »Er gehört zu einer Forschungsgruppe aus Cambridge. Vulkanologe und Geologe. Die Universität hat am Laacher See eine kleine Station eingerichtet. Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, war die Region Eifel in prähistorischer Zeit ein stark vulkanhaltiges Gebiet. Der Boden besteht zu achtzig Prozent aus Lava. Ein gefundenes Fressen für Geologen.«

Auf den fragenden Blick der Agentin fuhr Sir Miles fort: »Murphy machte sich Sorgen, weil die Wassertemperatur des Sees innerhalb von vier Tagen ungewöhnlich angestiegen war. Er befürchtete ein aufkommendes Lavafeld. Eventuell eine Eruption. Eine Katastrophe für die Umgebung.«

Amanda nickte. »Die Ortschaften im Umkreis von einigen Kilometern würden aufhören zu existieren. Aber was hat der Yard damit zu tun?«

Miles deutete mit dem Stiel seiner Pfeife auf die Akte. »Blättern Sie bitte um.«

Amanda tat es. Dabei ließ sie den Schuh des übergeschlagenen Fußes über die Ferse wippen.

Sir Miles zog etwas heftiger an seiner Pfeife.

Amanda Harris sah den Ausdruck einer E-Mail.

Seit ich meine Messungen an die Projektleitung der Universität geschickt habe, geschehen merkwürdige Dinge. Ich spüre, dass man mich beobachtet. Meine Aufzeichnungen wurden durchwühlt und zweimal hatte ich das Gefühl, dass man versuchte, meinen Wagen zu manipulieren.

Amanda sog die Luft ein. »Etwas vage Angaben«, merkte sie an.

»Nun«, machte Miles, »jedenfalls ist Murphy verschwunden und niemand hat ihn gesehen. Das reicht Paraforce aus, um Nachforschungen anzustellen.«

Amanda schloss die kleine Mappe und lehnte sich zurück. »Ich sehe hier nichts, was Paraforce wirklich auf den Plan rufen könnte.«

Der Leiter des Yards zündete seine Pfeife neu an. Nachdenklich sah er zwei Rauchwolken hinterher. »Blackstone sieht einen Zusammenhang zwischen einigen anderen Vorkommnissen.«

»Welchen?«, kam es knapp zurück.

»Professor James McFork, einer der wissenschaftlichen Leiter des Observatoriums in Iowa USA, kam vor sechs Tagen bei einem mysteriösen Autounfall ums Leben. Laut erstem Polizeibericht versagten die Bremsen, weil eine Leitung angesägt worden war.«

Die Agentin wurde aufmerksam. »Sie sagen das in recht eigenartigem Ton, Sir.«

Der Mann vom Yard setzte sich gerade und legte die zusammengefalteten Hände auf die polierte Schreibtischplatte. Die Pfeife hing im fast rechten Winkel in seinem Mund.

Mit Zähnen und Zunge ließ er diese von der Mitte zum rechten Mundwinkel wandern.

»Wir erhielten eine Kopie des Untersuchungsberichtes von einem Paraforce-Mittelsmann bei der Polizei in Iowa. Dieser Bericht ist nur wenige Stunden danach aus den Akten verschwunden und durch einen lapidaren Unfallbericht ersetzt worden. Zudem wurde die Leiche des Professors kurz vor der Obduktion aus der Gerichtsmedizin auf staatsanwaltlichen Beschluss abgeholt und eingäschert.«

Amanda holte tief Atem. Sie angelte sich einen Zigarillo aus dem Etui in ihrer Handtasche. »All right, das ist merkwürdig. Aber wo liegt der Zusammenhang?«

»Der liegt darin, dass ... nachdem Murphy uns den Bericht zugesandt hatte, er zwei Telefongespräche mit McFork führte. Die beiden kannten sich von einer Vortragsreise, aber haben sich seit über zehn Jahren nicht getroffen oder Kontakt gehabt. Was hat ein Astronom mit einer Vulkantätigkeit zu tun? Beide sind seitdem verschwunden, beziehungsweise McFork ist tot. Über Murphy wissen wir nichts.«

Amanda schloss kurz die Augen. »Was ist mit Gerry Townsend?«

Sir Miles runzelte die Stirn. »Das hat wohl nichts mitei-

inander zu tun. Der Bursche ist mit einem Trick aus dem Knast geflohen, um einer Mordanklage zu entgehen.«

»D.X.G. 14?«

Der Scotland-Yard-Mann wurde unwirsch. »Irgendeine Fantasie! Die Sache hier«, er deutete auf die Akte, »ist wichtig. Blackstone möchte, dass Sie sich darum kümmern.«

Amanda Harris stand auf und trat an das breite Fenster. Von hier konnte man bis Whitehall sehen. »Wer war Eileen Sheern?«

Miles schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Townsend's Partnerin bei einem *Verschwindetrick*. Man fand sie nach einer Vorstellung tot in der Garderobe. Das ist aber nicht die Sache vom Yard. Das hat die zuständige Polizeidienststelle zu klären!«

Nun, Amanda Harris hatte – sehr zum Leidwesen von Sir Miles und Blackstone – ihre eigene Auffassung davon, wie sie gewisse Aufträge ausführte. Sie wandte sich vom Fenster aus um, machte zwei Schritte auf den Schreibtisch zu und warf die Akte auf die Tischplatte. »Sir – ich wohne im *Excelsior*. Es ist gleich sieben Uhr. Bis zehn heute Abend erwarte ich die kompletten Unterlagen über den Fall Townsend – inklusive Pathologiebericht – durch Boten in meinem Hotel. Anderenfalls können Sie Blackstone bestellen, er kann die Ermittlungen selber durchführen.«

Sie ergriff ihre Tasche und verließ, ohne sich noch einmal umzudrehen, das Büro.

Verdattert sah Sir Miles ihr nach.

»Verdammt!«, stieß er aus. Dann griff er zum Telefon.

Hotel Excelsior, London

Amanda Harris schritt durch die Lobby auf die Fahrstühle zu.

Es herrschte reger Betrieb in der Halle und die Angestellten an der Rezeption konnten sich über mangelnde Beschäftigung nicht beklagen. Die Agentin erkannte auch zwei prominente Schauspieler, die eben eincheckten.

Ein Klingelsignal zeigte an, dass eine Fahrstuhlkabine das Parterre erreicht hatte. Die silberfarbene Doppeltür schob sich zur Seite. Amanda blickte auf eine große verspiegelte Rückwand. Die Kabine war leer.

Amanda trat ein, betätigte den Knopf zur achten Etage – die Tür schloss sich und der Lift zog an. Leise surrend bewegte sich die Kabine aufwärts. Amanda sah die Signallichter.

Erster Stock ... zweiter ... dritter ... fünfter ... sechster ...

Ein Ruck!

Das Licht flackerte – der Aufzug stand. Die Kabine wippte leicht. Das Licht erlosch, doch sogleich flammte die Notbeleuchtung auf.

»Bullshit«, stieß die Agentin aus.

Irgendwo knarrte es.

Sie holte tief Luft und betätigte den Rufknopf des Intercoms.

Es knackte mehrfach, dann ertönte eine Stimme: »Guten Tag, Miss Harris. Entschuldigen Sie den kleinen Aufenthalt. Er dauert nur kurz.«

Amanda runzelte die Stirn. »Wer spricht da? Woher kennen Sie meinen Namen?«

Ein kurzes hartes Lachen erklang. Dann: »Wir kennen Sie sehr gut. Wir möchten Ihnen hiermit nur demonstrieren, dass Ihr Leben schnell vorbei sein kann. Ein Tastendruck

von mir und Sie stürzen bis in den Keller. Es wird nicht viel von Ihrem schönen Körper übrig bleiben. Dies ist nur eine Warnung. Eine weitere wird nicht erfolgen. Halten Sie sich aus der Ermittlung heraus. Genießen Sie Ihr Leben in Yorkshire.«

Es knackte und das Betriebslicht begann wieder zu leuchten. Die Kabine nahm die Fahrt wieder auf und stoppte im achten Stockwerk. Die Tür öffnete sich und Amanda sah einen langen, verlassenen Flur.

Vorsichtig sah sie sich um, dann betrat sie den flauschigen Teppichboden. Ihr Schlüsselanhänger wies das Zimmer 884 aus.

Es lag nicht weit von der Fahrstuhlkabine entfernt.

Mit allen gespannten Sinnen ging Amanda darauf zu, steckte den Spezialschlüssel ins Schloss, stieß die Tür auf und wie hingezaubert lag die 45er in ihrer Hand. Der harte Griff der Glock 21 beruhigte sie. Der Sicherungsflügel knackte nur leicht.

Die freie Hand der Agentin tastete zum zentralen Lichtschalter. Das Zimmer füllte sich mit hellem, aber warmem Licht.

Amanda machte zwei Schritte in den Vorraum. Mit dem linken Fuß stieß sie die Zimmertür zu.

Nach einer hinreichenden Inspektion, die keine Auffälligkeiten aufzeigte, stellte die Agentin ihre Designertasche, die sie über dem rechten Unterarm hängen hatte, ab.

Das Zimmer glich schon einer Suite.

Auf dem Barock wirkenden Tisch stand eine Willkommenskarte. Amanda nahm sie mit spitzen Fingern und schlug sie mit einer Wedelbewegung auf.

Herzlich willkommen, Lady Amanda. Wenn Sie morgen früh abreisen, müssen wir Sie nicht eliminieren. Wenn Sie unsere Warnung akzeptieren, betreten Sie barfuß in einer Stunde Lift 2

von Ihrem Zimmer aus gesehen und fahren zum Abendessen ins Restaurant Swiss neben der Rezeption.

Es klopfte an der Tür.

Amanda verbarg die Glock hinter dem Rücken und öffnete, jederzeit bereit, die Waffe zum Einsatz zu bringen. Doch es handelte sich nur um den Boy, der ihren Rollkoffer brachte. Er verbeugte sich, nachdem er ein Trinkgeld erhalten hatte.

Amanda öffnete den Koffer und entnahm ihm ein Gerät, das einem Mobiltelefon ähnelte.

Sie schaltete ein Spezialprogramm ein.

Nach knapp fünf Minuten wusste sie, dass es mindestens zwei Kameras irgendwo gab.

Okay, dachte die Agentin. Ihr sollt euer Spiel haben.

Sie schloss den Koffer wieder, stellte ihn in eine Ecke und ging ins Bad. Eine große Fläche über dem Marmorwaschtisch war mit Spiegelfliesen verkleidet. Die Agentin vermutete dort mit Sicherheit eine Kamera.

Dann mal die Show, durchzuckte es die Lady. Sie entkleidete sich und nahm seelenruhig eine Dusche. Danach legte sie neues Make-up auf, föhnte das lange Haar ausgiebig und betrat nackt das Zimmer. Dort wählte sie aus dem Koffer ein rotes Kleid von Kenzo.

Sie wählte die passenden Schuhe – auf die Strumpfhose verzichtete sie. Ihr unbekannter Gegner sollte die Signale erhalten, die er erwartete. Alles Weitere würde sich finden.

Nur eines würde Lady Amanda sicher nicht tun – sich aus dem Fall heraushalten.

Sie schaute auf die Cartieruhr, die einige verborgene Extras barg. Unter anderem eine Kamera, deren unabhängiges Objektiv sich in der Rubinhalskette befand.

Amanda Harris verschloss sorgfältig die Zimmertür. Ein Ehepaar schritt vor ihr über den Flur zum Aufzug.

Die Agentin wartete, bis die beiden in der ersten Fahrstuhlkabine verschwanden und die Tür sich schloss. Nun ging sie gemessenen Schrittes auf den nächsten Fahrstuhl zu. Es wunderte sie nicht, dass sich die Kabine mit geöffneter Tür auf der Etage befand.

Sie betrat die Kabine. Dass sie durch die verspiegelte Rückwand beobachtet wurde, nahm sie als naheliegend an.

Amanda schaute noch einmal auf den Korridor zurück. Nein – dort befand sich keine Menschenseele.

Die Agentin streifte mit der linken Hand die Schuhe ab. Ihre Zehennägel zeigten sich perfekt zum Kleid passend lackiert.

Amanda betätigte die entsprechende Taste zum Parterre. Die Tür schloss sich. Doch statt dass sich die Kabine in Bewegung setzte, vernahm die Lady das Knacken aus dem Intercom. Es folgte die Stimme.

»Suchen Sie unten das angegebene Restaurant auf. Danach gehen wir davon aus, dass Sie unserem Rat folgen, und lassen Sie in Ruhe.«

Der Lift ruckte an. Sanft ging die Fahrt abwärts. Mit den Schuhen in der Hand entstieg die Agentin dem Lift, blieb kurz stehen und streifte die High Heels wieder über. Sie ging davon aus, dass den bisher Unbekannten nichts an unnötigem Aufsehen gelegen sein mochte. Die große, schöne Frau hätte barfuß sicherlich alle Blicke auf sich gelenkt.

Sie schlenderte zum Zeitungskiosk hinüber, schaute scheinbar über die Auslagen, hatte aber ihr Umfeld im Blick. Doch absolut nichts erwies sich als auffällig. So suchte sie denn das Restaurant auf. Der Kellner leitete sie höflich zu einem Tisch am Fenster mit Blick auf den Vorplatz. »Dieser Tisch ist für Sie reserviert worden, Miss Harris.«

Amanda nahm Platz.

Sie ging nicht davon aus, dass sie jemand umbringen

würde, denn dann hätte sich Mr. Unbekannt den vorherigen Aufwand sparen können.

Also entspannte sie sich. Sie bestellte Rotwein, einen 68er Barolo Bersano Conti della Cremosina. Der Weinkellner hob ehrfürchtig eine Augenbraue.

Als sie den ersten Schluck zur Probe nahm – der Weinkellner stand in etwas Abstand – sah sie, wie dieser einen winzigen, zusammengefalteten Zettel zwischen Serviette und Flasche steckte.

Amanda befand den Wein als gut und der Kellner setzte die Flasche in eine kleine silberne Tischhalterung.

Die Agentin ließ sich nichts anmerken, sondern bestellte ein erlesenes Menü.

Während sie sich Wein nachschenkte, angelte sie den Zettel hervor.

Unter ihrer Serviette faltete sie ihn auseinander. Mit Kugelschreiber hingekritzelt stand dort:

Townsend ist unschuldig. Treffen Sie mich um 11 Uhr 30 in dem leer stehenden Geschäft am Trafalgar.

Keine Unterschrift.

Der Kellner brachte das Essen.

Neue Rätsel

Es begann zu regnen.

Der Verkehr am Trafalgar Square rauschte wie zur Mittagszeit. Die Theateraufführungen waren zu Ende und unzählige Taxen bestimmten das Bild.

Lord Nelson auf seiner Säule schien das kalt zu lassen.

Amanda Harris schlenderte im Lichtermeer eher wie zufällig auf ein Ladenlokal zu, etwa fünfzig Yards vom Square entfernt, und blieb vor dem mit Tapeten abgeklebten Schaufenster stehen. Es ließ sich erkennen, dass es sich um

eine Boutique gehandelt hatte. Eine von vielen, die über Nacht aufmachten, um genau so rasch wieder zu schließen.

Ein Haus mit kostspieliger Marmorverkleidung. Über die Mieten wollte Amanda nicht nachdenken.

Etwas unschlüssig stand sie vor der Ladentür. Diese bestand aus leicht angebräuntem Glas. Man konnte nicht hineinsehen. Die Agentin rechnete immer mit einer Falle. Sie griff in ihre Umhängetasche und erfasste den Griff der Glock. Vorsichtig drückte sie gegen die Tür. Sie schwang geräuschlos auf. Noch ein Blick ins Umfeld. Dort konnte sie im Moment keine Gefahr ausmachen. Also schob sie sich in den Laden. Gegen den hellen Hintergrund der Straßenbeleuchtung gab sie das perfekte Ziel ab.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie mir mitteilen?«, fragte die Agentin einfach ins Dunkle.

Keine Antwort – kein Geräusch.

Sie zog die kleine Stablampe aus der Manteltasche. Die 45er hielt sie innerhalb des Beutels fest. Sie würde ohne zu zögern aus der Ledertasche schießen.

Der Lichtstrahl durchschnitt die Finsternis des Ladenlokals. Eine Vitrine stand dort – staubig. Einige Kabel lagen herum. Auf der rechten Seite im Hintergrund stand eine weiß gestrichene Tür offen.

Vorsichtig näherte sie sich.

Sie leuchtete durch die Türöffnung.

Ein Stuhl.

Darauf saß ein Mann. Er starrte sie an.

Wen sie da vor sich hatte, erkannte sie sofort: Dr. Peter Murphy.

Aber er würde Amanda nichts mehr mitteilen. In seiner Brust hatte man zielsicher eine Kugel positioniert.

Amanda leuchtete den Raum ab. Wer es auch immer getan hatte – er war nicht mehr hier. Die Agentin sah einige

Fußabdrücke auf dem staubigen Boden. Relativ frisch.

Schuhgröße neununddreißig.

An der Art der Tritte signalisierte ihr Gehirn: Damenschuhe.

Eine Mörderin?

Amanda trat nun näher an den Toten heran. Sie begann damit, seine Manteltaschen zu durchsuchen.

Nichts!

Doch dann fiel ihr zu seinen Füßen etwas auf.

Amanda ging in die Hocke und leuchtete mit der Lampe leicht schräg darauf.

Murphy hatte versucht, mit den Schuhen etwas in die Staubschicht zu scharren.

Die Agentin stellte sich seitwärts und konnte mühsam zwei Buchstaben entziffern. Zu mehr hatte es nicht gereicht. Der Tod war schneller.

Amanda erkannte ein D und ein X.

Wollte Murphy auf das mysteriöse D.X.G. 14 hinweisen?

Aber was hatte ein Vulkanologe damit zu tun? Wieso befand er sich überhaupt in London?

Amanda kam aus der gebeugten Haltung hoch und schob den Mantel weiter zur Seite.

Sie prallte zurück!

An Murphy Gürtel hatte jemand einen Sprengsatz angebracht und die Leuchtdioden wiesen eben noch dreißig Sekunden aus.

Amanda nahm sich nicht die Zeit, tief einzuatmen. Sie spurtete los.

Der Ladenraum ... die Glastür ... abgeschlossen.

Die Agentin zog die Glock aus der Tasche und schoss zweimal auf den unteren Glasbereich. Es knallte ohrenbetäubend – Glas splitterte und flog nach außen. Ein Pärchen, das auf der anderen Seite zum Denkmal ging, schreckte zu-

sammen.

Amanda trat gegen den Rest der Tür. Der Spalt reichte aus, um sich hindurchzuzwängen. Dann warf sich die Agentin zur Seite.

Ein dumpfer Knall – dann jagte eine Feuerwalze durch das Ladenlokal und drückte die Schaufensterscheibe nach außen. Wie Raketengeschosse stoben die Glassplitter zur Straße.

Amanda presste sich fest an die Mauer des Hauses.

Die Schreie der Passanten nahm sie kaum wahr.

Zwei Stunden danach

Sir Miles saß der Agentin in ihrem Zimmer gegenüber.

Experten des Yards waren dabei, die Überwachungseinrichtungen abzubauen.

»Wer das installiert hat, war bestens über Ihre Pläne informiert, Miss Harris. Wer wusste von Ihrer Reservierung?«

Amanda Harris zog an ihrem Zigarillo. Der aromatische Rauch breitete sich in dem Raum aus.

»Ich habe das telefonisch über die Rezeption gemacht.«

Miles nickte. »Diese Warnung im Fahrstuhl ... alles gut vorbereitet. Wir verhören eben den Kellner ...Ja?« Der Mann vom Yard sah auf, als einer seiner Beamten eintrat.

»Sir, den besagten Kellner kennt niemand. Er ist auch nicht auffindbar.«

Miles schlug mit der flachen Hand auf den kleinen Tisch. »Das habe ich mir beinahe schon gedacht!«

Sir Miles' Mobiltelefon schlug an. »Ja?« Konzentriert hörte er zu. »Gut – ich sage es ihr.«

Er klappte das Gerät zu. »Jacques Baptiste – er möchte Sie sprechen. Morgen um zehn in meinem Büro.«

Amanda wiegte den Kopf. »Der große Chef persönlich ... na, dann brennt's ja wirklich!«

»Ihr Sarkasmus ist wieder mal unübertroffen, Lady Amanda«, knurrte Miles.

Amanda Harris stand auf und schritt barfuß über den Flauschteppich zur Minibar.

»Dass die Sache in Deutschland, der mysteriöse Tod des Astronomen und dieses D.X.G. 14 miteinander zu tun haben, dürfte nun auch Ihnen klar sein, Sir.«

Der Mann vom Yard verzog das Gesicht. »Aber wie passt Townsend da hinein?«

»Wo sind die Unterlagen?«

Miles deutete auf eine Mappe neben sich. »Im Gegensatz zu Ihnen war ich pünktlich hier.«

Amanda enthielt sich einer Antwort.

Sie blätterte die Akte durch. Bei dem Foto von Eileen Sheern blieb sie hängen. Sie zog die Stirn kraus. Dann ließ sie die Akte langsam sinken und schaute Sir Miles an.

»Diese Person ist Eileen Sheern?«

Der Mann vom Yard zuckte die Achseln. »Ja! Auf der nächsten Seite sehen Sie ein Foto der Toten.«

Es handelte sich zweifelsfrei um dieselbe Person.

»Eileen Sheern«, sagte Amanda leise, »gehörte zur US-Army.«

Miles wurde blass. Er starrte Amanda an. Dann fuhr sie leise fort: »Jedenfalls scheint mir Townsend auch nicht der zu sein, der er vorgibt zu sein. Weshalb sollte er sonst etwas von D.X.G. 14 wissen?«

Miles seufzte. »Das gibt der ganzen Geschichte einen anderen Aspekt.«

Ihr Blick blieb auf einer kleinen Notiz am Rande des Protokolls hängen. »Hier steht, dass die CIA beim Yard vorstellig wurde. Warum?«

Miles zuckte etwas zusammen. »Ja ... das stimmt. Sie wollten Townsend abholen. Sie machten nach seinem Verschwinden einen Mordswirbel. Aber sie rückten nicht mit der Sprache raus.«

Amanda Harris zündete sich einen neuen Zigarillo an und blies den Rauch durch die Nase aus. »Paraforce ... Jacques Baptiste ... Ich gewinne den Eindruck, dass man in der Paraforce-Zentrale mehr weiß, als man Ihnen mitgeteilt hat, Sir.«

Der Mann vom Yard sprang auf. Sein Gesicht war von Zorn gezeichnet. »Den Eindruck habe ich auch!«

Copthorne Hotel in Kensington

Sir Miles hatte für Amanda Harris im Copthorne Hotel in Kensington unter falschem Namen und über eine auswärtige Agentur eine Suite buchen lassen.

Die Agentin hatte eben ihre *Bleibe* bezogen, als es an der Tür klopfte. Sie ergriff die 45er und stellte sich neben den Türrahmen.

»Ja, bitte?«, rief sie.

»Zimmerservice!«

Amandas Augen wurden zu Schlitzern. Sie hatte nichts bestellt. Sir Miles würde das auch nicht unangekündigt tun.

»Moment!«, rief die Agentin, stieß leise die Tür zu dem geräumigen Bad auf und setzte einen Fuß mit weit gespreizten Beinen über die Schwelle. Dann öffnete sie rasch den Sicherheitsverschluss der Suitentür und rief: »Herein!«

Beim letzten Buchstaben lehnte sie schon geduckt im dunklen Bad hinter der gefliesten Einfassung der Dusche.

Sie hörte das Rollen eines Servierwagens. Aus dem Dunkel des Bades sah sie nur einen Schatten.

Die Detonation brachte ihre Trommelfelle fast zum Platzen. Sie ließ die Waffe los, die auf die Fliesen knallte, und drückte die Handflächen vor die Ohren. Kalk und Mörtel rieselten von der Decke. Ein Zahnputzglas zersprang.

Die Staubwolke, die sich durch die geöffnete Tür den Weg bahnte, nahm Amanda den Atem.

Sie griff blind in die Richtung des Waschbeckens, ertastete ein Handtuch und presste es vor Mund und Nase.

Mitten in der gelben Wolke – gegen den hellen Widerschein des Zimmers – sah sie eine Gestalt auftauchen. Geisterhaft!

Dann ratterte eine MPi los. Die Splitter der getroffenen Kacheln sausten Amanda um die Ohren. Sie kauerte sich so klein hinter die Badewanne, wie es nur möglich war.

Dann vernahm sie Lärm aus dem Bereich des Hotelkorridors.

»Nehmt den Balkon!«, hörte sie dumpf. Glas klirrte, aufgeregte Stimmen von draußen ... irgendwo. Dazwischen gedämpft eine Polizeisirene.

»Verfluchte Scheiße!«, spie Sir Miles eine Viertelstunde später aus, als er mit der zerzausten Agentin in dem völlig zerstörten Zimmer stand.

Ein Drittel des Etagenbereichs war absolut unbewohnbar. Die Feuerwehr evakuierte verstörte Gäste.

»Wieso wusste man, wo Sie waren?«

Amanda schüttelte grauen Staub aus den Haaren. »Vermutlich wird Ihr Telefon abgehört oder Sie haben einen Maulwurf in Ihrem Laden.«

Die Farbe des Mannes vom Yard wechselte von Zornesrot zu blass.

»In Ordnung – Sie werden jetzt bei mir wohnen.«
Die Agentin grinste. »Wenn Sie eine Dusche haben?«
Für sich beschloss sie, am nächsten Morgen nach Yorkshire zurückzufliegen.

Der Tag danach

Das Gespräch mit Jacques Baptiste fand im Privathaus von Sir Miles statt.

»Ich habe mich persönlich mit Pinkerton in den Staaten in Verbindung gesetzt. Dort ist man sehr interessiert, dass der Mord an Eileen Sheern aufgeklärt wird. Man wird Ihnen eine umfangreiche Akte zukommen lassen. Townsend war Agent einer Sondereinheit der NSA und zu einem Sicherungskommando in *Dreamland* abkommandiert.«

Amanda machte große Augen. »*Dreamland* ist doch ...«

Der Franzose nickte. »Der Ort, den es nicht gibt. Das Gelände des Mysteriösen. Das größte Geheimgelände der Welt.«

Die Agentin piff durch die Zähne. Sie ahnte Zusammenhänge.

»Vermutlich hat Townsend seiner ... Assistentin etwas mitgeteilt. Wieso war Pinkerton überhaupt am Ball?«

»Man untersuchte unter anderem den mysteriösen Unfalltod von Professor James McFork.«

Amanda schüttelte den Kopf. »Moment, der Unfall passierte erst nach dem Mord an Eileen.«

Baptiste nickte. »Stimmt, aber es gab noch einen merkwürdigen Vorgang. Ein Mitarbeiter des Professors verschwand vor vier Monaten in einem kleinen Kaff bei Indian Springs.«

Auf Amandas fragenden Blick erklärte der Franzose: »Es ist nicht weit von dort zum gesperrten Gelände Area 51.«

»Was hatte McForks Assistent dort zu suchen?«

»Seine Mutter lebt dort seit vierzig Jahren auf einer kleinen Farm«, kam es von Baptiste.

Nun saß Amanda Harris in Sir Miles' Wohnzimmer und studierte die Akte. Pinkerton schien über Eileen Sheern etwas zu verschleiern. Alles gab mehr Rätsel auf als Lösungsmöglichkeiten.

Demnach war Townsend an die Ermittleragentur Pinkerton herantreten, weil er Angst hatte. Wovor? Wollte er eventuell aus etwas aussteigen?

Es wurde von plötzlichen Landschaftslöchern gesprochen ... grünem Himmel und merkwürdigen Geräuschen.

Kopfschüttelnd legte Amanda den Ordner zur Seite.

Townsend's Aussagen klangen sehr konfus. Wie unter Drogen.

Sie würde sich mal seine Wohnung ansehen. Bis dahin führte sie mehrere Telefonate.

Es dunkelte bereits, als die Agentin vor dem modernen Wohnblock mit eigenen Einstellplätzen den Leih-Ford anhielt.

Sie löschte das Licht und wartete. Sie hatte zwar keine Verfolger erkennen können, aber man wusste ja nie.

Sie schaute an dem Haus hoch. Fünf Stockwerke und hoch oben ein Penthouse. Dort wohnte Townsend.

Täuschte sie sich oder hatte sie auf der Dachterrasse den Widerschein von Licht gesehen?

Nur ganz kurz.

Sie zog das Spezial-Nachtglas aus dem Handschuhfach. Vorsichtig, Stück für Stück, taxierte sie die Hauswand. Bis zur Terrasse.

Nichts.

Amanda atmete tief durch. Dann glitt sie in ihrem pechschwarzen Kampfanzug aus dem Wagen. In der Rechten

hielt sie einen kleinen Rucksack. Noch ein Rundumblick, dann huschte sie ins Unterholz zur Giebelseite des Gebäudes. Dort nahm sie einige Dinge aus dem Rucksack, die für einen Uneingeweihten sicherlich keinen Sinn ergeben hätten. Aus einem Doppelstab wurde eine kleine Armbrust und zielsicher sauste ein Pfeil mit einem dünnen Drahtseil aufwärts bis zur Dachterrasse. Dort entfaltete sich der Pfeil zu einem Dreierhaken, der sich irgendwo am Mauerwerk verfang. Amanda zog einmal kräftig an dem Seil – die Verbindung hielt. Zwei Minuten später hatte sie einen Mini-aufzug installiert und fuhr in atemberaubender Geschwindigkeit die Hauswand hoch.

Sie rollte sich über die Balustrade des Dachgartens und hockte sich hinter einem riesigen Blumenkübel in Deckung. Alles war fast lautlos vor sich gegangen.

Amanda versuchte, durch die Scheibe der großen Terrassentür etwas zu erkennen. Einen Lichtschein oder Schatten ... doch da war nichts. Sie wartete noch fünf Minuten, dann öffnete sie mit ihrem Spezialwerkzeug die Tür. Sie ließ sich beinahe lautlos schieben. Mit einer Seitenrolle gelangte die Agentin in das Zimmer und blieb reglos liegen.

Alles blieb ruhig.

Nun knipste sie die kleine Stablampe an. Aus dem Dunkel schälte sich ein Wohnsalon mit antik wirkenden Möbeln.

Eine Hand griffbereit an der Glock, schob sie die Terrassentür zu und zog die dichten Vorhänge vor. Sie fand einen Lichtschalter. Sanfte, warme Beleuchtung flammte auf.

Man sah, dass Townsend Geld und guten Geschmack besaß. Sowohl wertvolle Bilder wie auch kostspielige Möbel beinhaltete die Penthousewohnung.

Amanda interessierte sich erst einmal für den PC.

Sie setzte sich in den großen Ledersessel und fuhr den

Rechner hoch.

Kennwort gesichert.

Amanda überlegte, wie dieses Kennwort wohl lauten mochte. Sie kannte Townsend nicht und besaß wenige Anhaltspunkte. Doch dann kam ihr eine Idee.

Dreamland.

Bingo!

Zahlreiche Symbole zeichneten sich auf dem Desktop ab.

Sie ging auf »Fotos«.

»Wow!«, entfuhr es ihr unkontrolliert.

Das war ja nicht zu glauben.

Die Bilder zeigten einen gewaltigen Flugplatz mit nicht gekennzeichneten Flugzeugen. Passagiermaschinen und Transporter.

Sie klickte weiter. Dann hielt sie den Atem an.

Eine riesige Kugel, gegen die alles andere wie Spielzeug wirkte. Ein Ringwulst mit kaum zählbaren Triebwerken.

»Perry Rhodan lässt grüßen«, murmelte die Agentin.

Was sie zu sehen bekam, war so fantastisch, dass sie es erst einmal verarbeiten musste. Sie lehnte sich in dem Sessel zurück. »Die Menschheit wird verarscht!«, stieß sie aus.

Nach zwei Minuten klickte sie weiter. Da blieb ihr Auge auf einem Panoramabild hängen. Es zeigte das Innere einer Halle. Im Hintergrund erkannte sie ein Schild. Sie zoomte es heran. Verwaschen konnte sie eine Kombination aus Buchstaben und Zahlen erkennen.

*ATTENTION
STOP
Restricted Area
D.X.G. 14*

Verdammt!

Es handelte sich um ein Geheimprojekt.

Townsend hatte etwas damit zu tun und man wollte ihn beseitigen. Hatte er Eileen Sheern eingeweihet?

Möglich!

Da zersplitterte die Scheibe der Terrassentür. Amanda vernahm ein Zischen. Sie sprang aus dem Sessel, über den Computertisch und warf sich durch die Türöffnung zu einem Korridor.

Der Lichtblitz blendete.

Die Explosion!

Alles schwankte.

Der Hustenreiz wurde unerträglich. Im Schein der Handlampe wälzte sich grüner Nebel heran. Die Agentin sprang hoch. Ihre Beine gaben etwas nach, doch dann fing sie sich.

Die Glock hielt sie fest umklammert. Sie wollte zur Etagentür, die sich aus dem Schein der kleinen Stablampe schälte. Da ratterte die MPi los. Aus den Augenwinkeln hatte Amanda die halb offene Tür direkt neben sich gesehen. Sie sprang einfach in den Raum und stieß mit dem linken Fuß die Tür zu.

Die Kugeln fetzten im Korridor alles herunter, was sich dort befinden mochte.

Das Stakkato währte wohl zwei Minuten.

Dann ... Stille.

Tödliche Stille.

Amanda wartete.

Plötzlich schwere Stiefeltritte. Dumpfe Befehle.

Die Tür zu ihrem Versteck wurde aufgerissen. Ein scharfer Lichtstrahl traf Amanda.

Sie schoss einfach!

Eine nicht näher erkennbare Gestalt wurde nach hinten geschleudert.

Da hüllte die Agentin ein greller rötlicher Schein ein. Ihr

wurde schwindelig.

Im Nirgendwo

Tief unten im Tal lag eine Stadt.

Amanda Harris rieb sich zum unzähligen Male die Augen, um den verschleierte Blick loszuwerden.

»Das gibt sich«, erklärte der Mann, der neben ihr im Gras auf dem Bauch lag. Die Sonne schien angenehm warm und Vögel zwitscherten.

»Beruhigend«, kam es sarkastisch über die Lippen der zerzausten Frau. »Wo sind wir hier?«

Der blonde Mann neben ihr zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Es musste schnell gehen. Da konnte ich den Zeitmesser nicht genau einstellen. Schließlich hätte die nächste MPI-Salve Sie in eine noch andere Welt geschleudert.«

Die Agentin wandte den Blick zu ihrem neuen Begleiter. »Wo sind Sie so plötzlich hergekommen, Mr. Townsend?« Ihre Stimme klang etwas rau.

Der Blonde lächelte verunglückt. »Ich bin Ihnen die ganze Zeit, seit unserer ersten Begegnung, gefolgt. Leider saß ich immer in irgendwelchen Zwischenschleifen und konnte mich nicht materialisieren. Auch jetzt – in meiner Wohnung – gelang es mir nur knapp eine Sekunde. Um Sie zu packen und in den Zeitstrom zu reißen.«

Amanda grinste schief. »Sie wollen mir also erzählen, Sie können durch die Zeit reisen?«

Townsend nickte. »Ich ... oder besser gesagt ... die NASA kann es. Sie haben doch meinen PC eingesehen.«

Die Paraforce-Agentin holte tief Luft. Sie hob die rechte Hand. »All right. Noch mal ... Die NASA beherrscht die Zeitreise ...«

Townsend nahm eine sitzende Haltung ein und um-

schlang seine Knie mit den Armen. »Beherrschen würde ich das nicht nennen. Man versucht es. Das Programm heißt intern D.X.G. 14. Fragen Sie mich nicht, weshalb. Jedenfalls habe ich es gestohlen. Deshalb ist man hinter mir her. Eileen hat es bereits erwischt. Aber sie besaß die Daten nicht. Auf meinem PC sind auch nur Kopien. Die Originaldaten habe ich hier.« Er fasste in seine Hosentasche und zog einen Chip hervor.

In diesem Moment begann es anschwellend zu dröhnen. Townsend sprang auf, riss Amanda mit sich und zerrte sie unter einen vorspringenden Felsen.

Zum Greifen nahe jagte ein Kampfjet über sie hinweg.

Auf Amandas fragenden, gehetzten Blick meinte Townsend entschuldigend: »Irgendwie versuchen sie mich zu orten.«

Die Agentin schloss die Augen. Als sie diese wieder öffnete, schien ein zorniges Feuer darin zu glimmen. »Also, Mr. Townsend, jetzt mal der Reihe nach und komplett!« Ihre Stimme bekam einen schneidenden Anstrich.

Der Blonde nickte. »Aber wir sollten erst hier verschwinden. Dort hinten fährt eine Bergbahn. Damit gelangen wir in die Stadt.«

Amanda runzelte die Stirn, worauf Townsend fortfuhr: »Es ist Salzburg und ich schätze die Zeit auf 1936.«

Hätte Townsend ihr gestanden, dass er vom Mars gekommen sei, hätte das kaum eine andere Wirkung haben können.

Zwei Stunden später – es war dunkel geworden – saßen sie in einer etwas abgelegenen Kneipe. Das Zwielicht kam ihnen zugute. »Sie sollten sich rasch andere Kleidung besorgen. Sie fallen sonst auf wie ein Elefant in Berlin.« Townsend grinste dabei. Dann deutete er auf die Glock in Amandas Gürteltasche. »Die sollten Sie auch verstecken.

Verkappt schwirrt hier schon die *Gestapo* herum.«

Amanda schluckte. Verdammt – sie befanden sich in einer Zeit kurz vor dem Zweiten Weltkrieg und in der Nazi-Herrschaft.

»Wieso sind wir gerade hier gelandet?«, zischte die Agentin.

Townsend wartete mit seiner Antwort, bis der Kellner verschwunden war. »Ich bin hier schon viermal gelandet. Den Grund kenne ich nicht.«

»Mr. Townsend ...«

»Gerry bitte«, unterbrach der Blonde.

Amanda lächelte leicht. »Gut – Gerry. Wollen Sie mir sagen, dass das Programm Sie mehr ... automatisch hierher gebracht hat?«

Ihr Gegenüber in der kleinen abgeschotteten Nische zuckte mit den Schultern. »Es hat den Anschein. Nur mit der Rückkehr hapert es. Ich materialisiere nicht in der Realzeit. Jedenfalls in letzter Zeit nicht.«

»Wie meinen Sie das?«

Townsend lehnte sich zurück und kicherte. »Was denken Sie, Amanda, wie meine Tricks funktioniert haben?! Ich versetzte mich einfach eine Sekunde in die Zukunft und schwupp, war ich aus dem Wasserkessel oder sonst was.«

Die Agentin staunte. »Na so was ...« Sie angelte einen Zigarillo aus dem schwarzen Kampfanzug. »Okay – wie kamen Sie an diese ... Zeitmaschine? An die Daten?«

Townsend sah sich verstohlen um, dann beugte er sich weit zum Tisch vor. »Ich habe zehn Jahre für eine Spezialabteilung der CIA in *Dreamland* gearbeitet. Vier Jahre davon zum Schutze des Geheimprojekts D.X.G. 14. Zeitreisen probiert die NAVY seit der *Eldridge-Geschichte*.«

Amanda atmete schwerer. Mit den Auswirkungen war sie schon zweimal in Kontakt gekommen. Aber hier lief et-

was ganz anderes.

»Also«, fuhr Townsend fort, »das Ganze ist strategische Kriegsführung. Wenn ich in der Vergangenheit Kriege manipulieren oder Politiker ausschalten kann, bin ich im Vorteil. Man versuchte, auf dem Testgelände riesige Fahrzeuge in diverse Zeiten zu versetzen. Bisher funktioniert es nur in kleineren Bereichen. Vier oder fünf Tage, dann werden die Wechselfelder instabil. Nun – ein Freund von mir entwickelte im *Dreamland*-Labor eine neue Technik. Er führte sie den Verantwortlichen vor und übergab ihnen die Pläne. Als Dank brachte die CIA ihn um. Keine Mitwisser!«

Amanda presste die Lippen zusammen. Sie nahm einen Schluck Wein. »Wie ging es weiter?«

»Als ich hörte, dass man unter sehr mysteriösen Umständen die Leiche meines Freundes gefunden hatte, zählte ich eins und eins zusammen. Es gelang mir, die Wohnung in Las Vegas vor einem Sonderkommando zu erreichen. Ich wusste, dass mein Freund die Daten auf einem versteckten Chip noch einmal gespeichert hatte. Irgendwie kam man mir auf die Schliche. Vermutlich, weil einer der ersten Prototypen des Gerätes aus dem Labor verschwand. Irgendwer muss mich gesehen haben. Als ich merkte, dass man mich verfolgte und beobachtete, wandte ich mich an Pinkerton. Eileen Sheern leitete dort eine Abteilung für Überwachung und wir kannten uns von der Universität. Ihr vertraute ich mich an. Sie fingierte einen unkonventionellen Überwachungsauftrag. Angeblich, um gut organisierten Technikdieben von spektakulären Bühnenshows auf die Schliche zu kommen. Sie müssen wissen, dass ich als CIA-Agent im Auslandseinsatz oft als Magier aufgetreten bin. Die beste Tarnung, um Leute zu treffen oder ausfindig zu machen. Mit meiner Show kam ich in Botschaften und Königspaläste.«

Amanda schaute auf die Tischplatte. »Also bauten Sie mit Eileen eine Show auf. Unter falschem Namen.«

Gerry Townsend schaute verblüfft auf. »Wie ...Ich meine ...«

Amanda lachte leise. »Ich weiß alles über Sie. Ihr richtiger Name ist Drake. Bernhard Drake. Physikstudium, Astrophysik und Chemie, zweimal promoviert und seit achtzehn Jahren bei der CIA.«

Der Mund ihres Gegenübers bewegte sich wie das Maul eines Fisches auf dem Trockenen. Endlich stöhnte er: »Okay. Ich hab' Sie unterschätzt.«

Amanda sah sich in der Kneipe um. Hier verkehrte ziemlich unterweltliches Publikum.

»Sie sind also schon mehrfach hier und in dieser Zeit gestrandet?«

Bernhard alias Gerry nickte müde.

»Haben Sie Kontakte geknüpft?«

Erneutes Nicken. »Ich hing ein ganzes Jahr hier fest. Materialisiert. Das Gerät besaß keine Energie mehr. Also suchte ich mir mit dem Geld, das ich aus illegalem Einsatz bezogen hatte«, er hob ein wenig entschuldigend die Hände, »eine kleine unverfängliche Pension. Sie wissen, Zeit spielt in der Zeitreise keine große Rolle. Örtlich aufgefasst. So konnte ich in aller Seelenruhe versuchen, eine Energiequelle zu finden.«

Amanda schloss ein Auge. »Ich nehme an, das Ding kann man nicht einfach in die Steckdose packen?«

Townsend/Drake schüttelte den Kopf. »Ich ergatterte zufällig eine Technikerstelle am IES hier in Salzburg.«

Amanda runzelte die Stirn. Also erklärte ihr Gegenüber: »Institut für Energie- und Strahlenforschung.« Es wird von einer jungen Engländerin geleitet. Sie genießt hohes Ansehen in Österreich. Jedenfalls merkte sie wohl, dass ich

mehr konnte, als Leitungen verlegen und Sicherungen austauschen. Ich wurde sozusagen der eigene Labortechniker für sie. Vor geraumer Zeit habe ich ihr die Zeitsteuerung nach Feierabend auf den Labortisch gelegt und ihr alles erklärt.«

Amanda reckte das Kinn vor. »Hat sie nicht sofort die Leute mit den berühmten weißen Jacken geholt?«

Townsend/Drake sah Amanda lange an, ehe er leise sagte: »Das war's ja. Das tat sie nicht. Sie schien das Prinzip zu kennen.«

Nun klappte die Agentin verblüfft den Mund auf. Endlich fragte sie: »Woher?«

»Darüber wollte sie nicht sprechen. Jedenfalls reichte sie mir nach drei Tagen das Gerät zurück. Allerdings forderte sie dafür eine Kopie der Formeln.«

Amanda sog geräuschvoll die Luft durch die Nase.

»Wie heißt die Institutsleiterin?«

»Moment. Sie hat einen Adligen geheiratet vor Kurzem ... Joyce Coventree. Lady Joyce Coventree.«

Amanda glaubte, man würde ihr eine Keule auf den Kopf schlagen.

Institut für Energie- und Strahlenforschung Salzburg

Amanda schritt durch die endlosen Flure des Ehrfurcht einflößenden Gebäudes aus rotem Backstein.

Es roch wie in einem Krankenhaus. Der Boden war glänzend gewachst und hohe Türen zweigten rechts und links ab.

Das Labor von Joyce Coventree befand sich in der dritten Etage. Amanda hatte den – für ihre Realzeit – altertümlichen Paternoster benutzt.

Ihre Absätze klackten. Townsend/Drake hatte ihr ein der

Zeit angemessenes Kostüm besorgt. Ein Hütchen saß keck auf dem Kopf der Agentin.

Labor IV
Feldforschung

Ein kleines weißes Schild mit schwarzer Schrift.

Amanda klopfte. Es klang hohl durch den Flur. Es dauerte etwas, bis eine junge Frau mit wildem, blondem Haar öffnete.

Amanda prallte zurück. »Shei...« Sie verstummte rechtzeitig, denn ihr wurde blitzartig klar, dass sie es mit Sheila Cargadors Mutter zu tun hatte. Sie mochte wohl eben Ende zwanzig sein. Dann rechnete sie nach – das konnte auch so nicht stimmen. Amanda war verwirrt.

Die große Blonde mit der wilden Mähne lächelte und fragte mit angenehmer, leicht dunkler Stimme: »Kann ich Ihnen helfen?«

Amanda atmete tief durch. Sie konnte nicht sagen: *Hallo Joyce, wir kennen uns aus einer anderen Zeit.*

»Mein Name ist Amanda Harris«, sagte sie stattdessen. Sie zeigte einen Ausweis von Scotland Yard. Sie führte ihn immer mit sich, da ja ihre Paraforce-Einsätze geheim waren. Außerdem gab es die UN ja auch noch nicht.

Joyce Coventree runzelte die Stirn. »Was möchte Scotland Yard von mir?« Verblüffung stand in ihrem Gesicht.

»Das würde ich Ihnen gerne unter vier Augen erklären. Geht das anders als hier auf dem Flur?«

Nach einigem Zögern gab die Wissenschaftlerin die Tür frei. »Ich habe ein kleines Büro. Da sind wir ungestört.«

Joyce Coventree ging voran und Amanda registrierte, dass diese auf nackten Füßen ging.

Wie die Tochter!, durchfuhr es die Agentin.

Das Büro zeigte sich einfach, klein, mit allem Notwendigen, aber trotzdem geschmackvoll eingerichtet. Für diese Zeit.

Was Amanda sofort auffiel – kein PC. Dafür eine Olympia-Schreibmaschine und eine sehr klobige Rechenmaschine. Allerdings elektrisch.

Nun – man befand sich in einem Forschungsinstitut.

»Kaffee?«, fragte die Wissenschaftlerin und deutete auf einen Korbsessel.

Amanda nickte dankend.

Zehn Minuten später lehnte sich die Wissenschaftlerin in ihrem Drehstuhl zurück.

»Also? Was kann ich für den Yard tun?«

Amanda überlegte, wie sie beginnen sollte.

»Sie arbeiten in der Feldforschung. Für Österreich oder Deutschland?«

Lady Coventree lachte amüsiert. »Das weiß man zurzeit nie genau. Eigentlich sind wir ein internationales Institut.« Sie schwieg einen Moment, um dann leise hinzuzusetzen: »Wer weiß, wie lange.«

Amanda beugte sich vor. »Lady Coventree – Sie arbeiten an wechselnden Magnetkraftfeldern. Wie Albert Einstein.«

Wenn sie nun glaubte, die Lady würde erschrecken, so sah sie sich da getäuscht. Die Wissenschaftlerin sah Amanda nur an. So fuhr diese fort: »Ich bin in geheimer Mission hier. Aus einer Zeit, in der wir uns längst kennengelernt haben. Es wird eine Organisation geben, die sich Vereinte Nationen nennt. Nach dem Krieg.«

Lady Coventree zog nur ein wenig die Augen zusammen. »Erzählen Sie weiter, Miss Harris.«

»Es gibt einen Mann hier, mit dem Sie bereits Kontakt hatten. Gerry Townsend oder besser Bernhard Drake. Er brachte Ihnen die Formel einer Zeitmaschine.«

Nun wurde die Lady unwirsch. »Blödsinn! Man wird nie durch die Zeit reisen können!«

Amanda Harris holte tief Luft und schaute sich in dem Büro um. »Lady Coventree, Sie sind eine begnadete Wissenschaftlerin und werden noch berühmter werden. Ihre spontan ausgestoßene Äußerung sagt mir, dass ich die Wahrheit spreche. Ich brauche Ihre Hilfe, denn ich kann nicht in meine Zeit zurück. Zum anderen denke ich, dass der unkontrollierte Zeitsprung einen Sinn hatte.«

Die Wissenschaftlerin sah Amanda ernst an. Langsam kam es über ihre Lippen: »Welchen?«

»Zum einen - *Sie* zu treffen. Zum anderen - herauszufinden, was hier in dieser Stadt vorgeht. Ob es eine Gefahr für unsere Zukunft gibt.«

Lady Coventree erhob sich und stützte sich mit den Handflächen auf ihren Schreibtisch. »Bitte gehen Sie! Sofort!«

Amanda stand ebenfalls auf. »Lady Coventree ...«

»Sie sollen gehen!«, herrschte die junge Wissenschaftlerin die Agentin mit funkelnden Augen an.

Amanda nickte. »All right. Wie Sie wollen.« Sie ging langsam zur weiß gestrichenen Tür. Dort wandte sie sich noch einmal halb um. »Nur eines noch ... unter Ihrer linken Fußsohle, zwischen Rist und Ballen, besitzen Sie ein sternförmiges Muttermal.«

Mehr aus den Augenwinkeln nahm sie wahr, wie die Augenbrauen der jungen Frau nach oben schnellten.

Pension Gruber, kurz vor Mitternacht

Bernhard Drake kam nicht.

Obwohl dreiundzwanzig Uhr ausgemacht war.

Amanda Harris legte die Armbanduhr auf den kleinen Tisch des möblierten Zimmers.

Drake/Townsend hatte ihr über Verbindungen die Unterkunft besorgt. Katharina Gruber, ein mütterlicher Typ, hatte nicht viel gefragt. Drake hatte für eine Woche im Voraus bezahlt. Amanda hatte nicht weiter darüber nachgedacht, woher er die Währung haben mochte.

Amanda Harris hatte ihre Waffe, ihr Handy – was ihr nichts nützte – sowie die Spezial-Cartier-Uhr gut hinter dem Buffetschrank versteckt. Man konnte nie wissen ...

Nun ging sie zum Fenster und schaute auf die Straße mit dem Blaupflaster und der trüben Straßenbeleuchtung hinab. Ihr Zimmer lag im ersten Stockwerk. Der Bau schien noch aus der Zeit vor 1900 zu bestehen.

Da sah sie ein Taxi langsam auf das Haus zufahren. Der Wagen hielt und eine Person stieg aus. Amanda erkannte nur die wilde Haarmähne. Sie wusste, wer da kam. Sie hatte keine Ahnung, wie Lady Coventree die Adresse herausgefunden hatte.

Nachdem das Taxi abgefahren war, schaute die Wissenschaftlerin sich aufmerksam auf der Straße um. Dann wandte sie sich mit energischem Schritt dem Haus zu. Amanda vernahm die Türglocke. Dann das Öffnen der Haustür und die Stimme ihrer Vermieterin.

Wenig später erklangen Schritte auf der ausgetretenen Holzterrasse. Die Schritte verhielten vor Amandas Tür. Ein paar Sekunden blieb es still.

Klopfen.

Amanda Harris öffnete.

Lady Coventrees Blick traf sie in dem gedämpften Flurlicht.

»Darf ich eintreten?«

Amanda machte eine entsprechende Armbewegung.

Unschlüssig sah die Wissenschaftlerin sich um. Dann blickte sie Amanda fest an.

»Woher kennen Sie das Muttermal?«

Nun musste die Agentin lächeln. »Ich habe es gesehen.«

»Wann?«

»Als wir mit den mysteriösen Vorkommnissen um *Air Wings* befasst waren. Und den gestohlenen Cyborgs.«¹

»Cy...« Joyce Coventree schluckte.

Sie machte ein paar Schritte in das Zimmer und schaute aus dem Fenster. Dann drehte sie sich zu Amanda um. »Sie wissen nicht, in welcher Gefahr Sie sich befinden.«

Die Agentin zog eine Augenbraue hoch.

»Bernhard Drake wurde entführt. Vor dem Institut. Ich habe es gesehen.«

Amanda schloss für ein paar Sekunden die Augen.

»Von wem?«, wollte sie endlich wissen.

Die Wissenschaftlerin zuckte die Achseln. »Ich vermute, von der deutschen Geheimpolizei. Die sind überall.«

Amanda winkte ab. »Wie sollten die mich finden? Niemand kennt die Adresse.«

Joyce Coventree lachte fast hysterisch auf. »Ich habe Sie doch auch gefunden! Ist jemand aus der Zukunft hinter Ihnen her?«

»Sie wissen also doch ...«

Die Wissenschaftlerin unterbrach mit einer herrischen Handbewegung. »Später! Packen Sie Ihre Sachen und ...«

Sie hatte den Blick wieder zum Fenster gerichtet und er-

¹ Siehe Paraforce: *Geisterbilder*

starrte. »Sie sind da!«

Amanda rannte zum Fenster. Ein Lieferwagen stand unten und zehn Männer sprangen heraus.

Joyce ergriff Amandas Arm. »Übers Dach! Schnell! Oder Sie wären besser tot.«

In die Agentin kam Leben. Sie stemmte sich gegen den großen Schrank und angelte den Beutel mit der Glock und den anderen Utensilien hervor.

Joyce sah das mit unruhigem Blick. Da hörte man erneut von unten die Türglocke. »Los! Die treten die Haustür ein!« Sie riss die Zimmertür auf und zerrte Amanda zur Treppe. »Da rauf und durch das Dachfenster! Machen Sie schon!«

Knapp zwei oder drei Minuten später fegte ihnen ein mörderisch kalter Wind um die Ohren. Es hatte zu regnen begonnen. Von der Treppe unten im Haus hörte man schwere Stiefel. Joyce Coventree schloss das Fenster, dann zog sie die Schuhe aus.

»Los! Dort hinüber zum nächsten Haus. Jede Sekunde zählt!«

Amanda Harris riss sich gleichfalls die Schuhe herunter und folgte ihr über die glitschigen Dachpfannen zu einem schmalen Steg, der an den Kaminen entlang führte. Die Wissenschaftlerin schien sich auszukennen. Sie erreichte das nächste Dachfenster. Sie umfasste den Rahmen mit der abgeplatzten Farbe und fluchte, als sie sich einen Fingernagel abbrach. Das Fenster schwang ein Stück auf. Amanda wollte helfen, doch Joyce deutete nach vorn. »Das da!« Sie rannte weiter, glitt einmal fast aus und erreichte das nächste Fenster. Das ließ sich leichter öffnen. Sie glitt einfach hinein. Auch Amanda machte es mit einem Überschlag. Sie standen auf einem muffigen Söller.

»Zuziehen!«, rief Joyce Coventree unterdrückt. »Und kei-

nen Laut mehr.«

Da hörten sie Stimmen vom Dach. Befehle und Fluchen.

»Sie denken, wir sind im Nachbarhaus. Wir müssen abwarten und Glück haben.«

Die Wissenschaftlerin flüsterte es nur.

Das Getrampel auf dem Dach nahm zu. Als der Strahl einer Lampe durch das Fenster stieß, duckten sich die beiden Frauen und hielten unwillkürlich die Luft an.

Das Licht entfernte sich wieder. Sie warteten.

Nach einer Viertelstunde flüsterte Joyce Coventree: »Wir sehen zu, dass wir aus dem Haus kommen. Ich kenne ein sicheres Versteck.«

Amanda nickte, was die Wissenschaftlerin im Dunkeln aber nicht sehen konnte. Die Agentin wurde im Moment aus der Frau nicht schlau.

»Welches Jahr haben wir?«, fragte Amanda kurz.

Schweigen. Dann: »1938 – September.«

Amanda rechnete blitzschnell. Das konnte mit dem Realalter der Lady, wie sie sie kennengelernt hatte, absolut nicht übereinstimmen. Sie hätte dann schon hundervier Jahre alt sein müssen.

Wie ließ sich dieses Zeitparadoxon erklären?

Sie schlichen durch das Treppenhaus ohne Licht. Nur diffus erkannte man die Treppenstufen, die manchmal knarnten. Es roch nach altem Kohl.

Joyce Coventree öffnet vorsichtig die Haustür einen winzigen Spalt. Der Wagen des Geheimkommandos fuhr eben los.

Sie warteten noch etwa zehn Minuten, dann betraten sie die verlassene Straße.

Eine Berghütte außerhalb von Salzburg

Der Morgen graute.

Amanda Harris schaute aus dem Fenster der Berghütte auf das noch verschlafene Salzburg.

Joyce Coventree bereitete auf einem kleinen Kocher Kaffee.

»Hier kommt niemand hin«, erklärte sie leise.

Amanda drehte sich um. Sie betrachtete die Wissenschaftlerin. Leise sagte sie: »Wir werden uns später noch kennenlernen, Lady Coventree. Ich weiß auch, dass Sie mich auf dem Flugstützpunkt wiedererkannt haben. An Ihrer Reaktion konnte ich das feststellen, wenn Sie auch nichts gesagt haben. Weshalb auch immer.«

Die Wissenschaftlerin schaute die Agentin aus ihren Nixen Augen an. Amanda fuhr fort: »Übrigens ... Sie werden eine Tochter haben. Sheila. Sie wird eine international anerkannte Ermittleragentur führen. Mit Regierungsaufträgen. Sie wird Ihr jetziges Ebenbild sein.« Amanda zeigte lächelnd auf Joyce Coventrees nun nackte Füße. »Sie wird den Beinamen *Barfüßige Lady* tragen.«

Nun musste die Wissenschaftlerin lachen. »Es ist eine Macke von mir und es wäre schon möglich, dass sich das auf meine Tochter übertragen könnte, wenn ...« Sie brach ab.

Beide Frauen sahen sich an.

Schweigend.

Endlich schenkte die Wissenschaftlerin Kaffee in zwei Becher und sie setzten sich auf die gemütliche Eckbank. Der Bollerofen gab heimelige Wärme ab.

Nun erst hub Joyce Coventree an: »Es hat mich irritiert, als Sie von dem Muttermal sprachen. Das kann nur jemand kennen, der mir sehr nahe ist.«

Amanda blickte ernst. »Wir waren uns ein paar Mal *sehr* nahe.« Rasch wehrte die Agentin mit einer Handbewegung ab. »Nein, nein! Sie denken in die falsche Richtung.«

Der Brustkorb ihres Gegenübers hob und senkte sich etwas rascher. »Aha«, kam es nur. Sie nahm einen Schluck Kaffee. »Ich kenne Bernhard Drake schon etwas länger«, erklärte sie dann übergangslos. »Ja – es stimmt, er gab mir ein kleines Gerät und ich wäre als Forscherin absolut verblödet, wenn ich nicht erkannt hätte, um was es sich handelt. Wenn es auch eine gewisse Zeit dauerte, bis ich die Tragweite des Ganzen begriff. Theorie und Praxis sind gewaltige Unterschiede.«

Amanda angelte einen Zigarillo aus ihrer Handtasche. Als sie den Rauch ausstieß, sah sie den Blick der Lady und reichte ihr die Packung.

Joyce Coventree untersuchte die Schachtel genau und runzelte dann die Stirn. Sie hatte das Herstellungsdatum entdeckt. »Meine Güte!«, entfuhr es ihr. Dann hob sie den Blick. »Bis jetzt hatte ich noch meine Zweifel.«

Amanda lehnte sich zurück. »Lady Coventree, Sie wissen viel mehr, als Sie mir sagen. Ihre Anwesenheit an dem Institut ist auch nicht zufällig.«

Die junge Wissenschaftlerin schloss für einen Moment die Augen. Dann schüttelte sie den Kopf.

»All right, aber nennen Sie mich Joyce. Wenn wir uns später schon näher kommen werden ...« Sie lachte kurz und herzlich auf.

Amanda lächelte nun auch entspannt. »Dann nennen Sie ...*Du* mich Amanda.«

Joyce Coventree schenkte Kaffee nach. Dann erklärte sie einfach und emotionslos: »Du hast recht. Es ist nicht zufällig. Ich bin promovierte Physikerin. Abschlüsse in Eaton und Oxford. Sonderlehrgänge in Yale. Vier Doktorarbeiten

zur Feldtheorie, Magnetfeldern und Experimentalphysik.«

Amanda schaute anerkennend. »Alle Achtung!«

Joyce lächelte wieder. »Ich bin im Auftrage des Secret Service hier. Genauer gesagt des SIS.«

Nun war Amanda doch perplex.

»Der damalige ... sorry ... momentane Auslandsgeheimdienst. Weshalb?«

Joyce holte etwas Atem. »Hast du schon mal etwas von dem Projekt GLOCKE gehört?«

Amanda überlegte. »Es gibt da unzählige Gerüchte. Es heißt, das sogenannte Dritte Reich hätte die Atombombe entwickelt.«

Joyce stand auf und ging auf bloßen Füßen zum Fenster. Regenwolken zogen über Salzburg herauf. »Das Projekt wird in Thüringen in einem geheimen Bunker erarbeitet. Und in Österreich. Am Mondsee. Man vermutet die Organisationszentrale im Kloster Mondsee.«

Amanda zog die Augenbrauen hoch. »Wie das?«

»Unsere Agenten vor Ort registrieren seit einem Jahr diverse, sehr in der Stille ausgeführte Umbauarbeiten und Baggerarbeiten am Kloster, um das Kloster und an den Ufern des Sees. Außerdem wurde ein sehr großer *Caisson* vor einigen Monaten in einer Nachtaktion im See versenkt.«

Die Paraforce-Agentin zog die Augen zusammen. »Also geht SIS davon aus, dass etwas unterseeisch gemacht wird.«

Joyce bestätigte. »Und ich habe gewisse Anhaltspunkte, um was es geht.«

Auf Amandas fragenden Blick fuhr Joyce fort: »Die NSDAP unter ihrem Führer will die Welt beherrschen. Dazu bedarf es gewisser ... Vorarbeiten.«

Amanda beugte sich vor. »Was?«, fragte sie heiser.

»Zeitreisen!«, sagte Joyce nur. »Man will in die Vergangenheit, um den Grundstock eines germanischen Reiches zu errichten.«

Das musste Amanda erst mal verdauen. Doch dann begann ihr Gehirn präzise zu arbeiten. Wenn das stimmte, dann experimentierte man im Raum-Zeit-Gefüge. Das konnte Auswirkungen auf die nachfolgende Zeit haben. Drittes Reich ... *Dreamland* ... hin- und herpendeln ...

Amandas Mund wurde pelzig. Eine Ausdehnung des ausgerufenen Tausendjährigen Reiches ... Manipulation ihrer Realwelt ...

Die Agentin schloss die Augen. Sie malte sich aus, dass ihre bekannte Welt plötzlich eine Veränderung bekam, und alles durch ein Zeitparadoxon unter der Herrschaft ...

Amanda sprang auf und machte ein paar Schritte auf Joyce zu. »Das Tausendjährige Reich würde Realität bis hin zu ...« Ihr Körper schüttelte sich. »Drake hat das herausgefunden! Er hat erkannt, dass gewisse Experimente in unserer Zeit den Ursprung hier und jetzt haben. Ganz abgesehen von den physikalischen Auswirkungen!« Das Erdbeben und die vulkanische Tätigkeit kamen ihr in den Sinn. Alles ergab plötzlich ein Bild. Townsend/Drake wurde in diese Zeit immer wieder geschleudert, weil die Zeitmaschine dieses Ziel eingespeichert hatte oder aber aus dieser Zeit stammte.

Mit einem Mal bekam Amanda große Augen. »Das ist es!«, rief sie aus.

Joyce schaute irritiert. »Drakes Zeitmaschine! Du wirst sie erst entwickeln. Er hat sie aus dem Labor der NAVY in den USA gestohlen. Aber sie ist nicht dort erbaut worden. Sondern hier. Im IES von der Leiterin Lady Joyce Coventree. Ein Dopplereffekt.«

Joyce blickte nun total irritiert. »Was meinst du?«

»Die Maschine entwickelte sich durch eine Zeitschleife zu ihrem eigenen Zwilling. Drake brachte sie dir, weil sie kaputt war. Im Gegenzug erhieltst du die Formeln. Konstruiertest das Ding im Grund erst, aber im Zeitraumgefüge war es schon da.«

Joyce fasste sich an die Schläfen. »Das stellt jedes physikalische Gesetz auf den Kopf!«

Amanda setzte sich wieder. »Im Raum-Zeit-Kontinuum laufen physikalische Gesetze in Wechselbeziehung. Was kommen wird, kann schon sein. Und umgekehrt.«

Lange Zeit herrschte Schweigen in der Hütte.

Die Hände der Wissenschaftlerin bewegten sich unruhig. Sie spreizte die Finger, zog sie wieder zusammen, ballte die Hände zu Fäusten.

»Das ganze Projekt kann die Welt zerstören«, hauchte sie. »Unkontrollierbare Zeitwellen und Verschiebungen auslösen.«

Amanda nahm sich einen neuen Zigarillo, steckte ihn an und inhalierte tief.

»Wir müssen das Projekt stoppen!« Dann berichtete sie Joyce von den Auswirkungen in ihrer Realzeit.

Als sie geendet hatte, meinte die Wissenschaftlerin: »Es sind schon Leute, die mit dem Projekt betraut sind, in deiner Zeit. Dieser Astronom hat Unregelmäßigkeiten im Weltraum erkannt. Vielleicht kaum merkliche Änderungen in Planetenbahnen. Dieser Dr. Murphy ahnte etwas durch die Vulkantätigkeit. Vielleicht entdeckte er Veränderungen im Erdmagnetfeld. Er setzte sich mit seinem alten Studienkollegen in Verbindung. Jemand bekam Wind von der Sache und schaltete die Mitwisser aus.«

Sie vernahmen auf einmal das Dröhnen eines Düsenjets.

»Bullshit!«, spie Joyce auf. »Diese merkwürdigen Flugmaschinen! Sie tauchen wie aus dem Nichts auf und nie-

mand hat eine Erklärung dafür.«

Amanda wusste es. Sie brachen durch die Zeitmauer, weil sie der Spur der Zeitmaschine folgten, die im Raum-Zeit-Gefüge eine Fährte hinterließ, wie auf einem Feldweg ein Raupenschlepper.

»Sie versuchen Drake aufzuspüren. Sie folgen seinem Zeittunnel.«

Joyce wurde blass.

»Ist das Gerät aktiv?«

Joyce verzog den Mund. »Ich ... weiß nicht.«

»Dann müssen wir in dein Labor.«

»Erst am späten Abend.«

Auf Messers Schneide

IES-Institut.

Die alte Gaslaterne beleuchtete den Eingang mit der großen Bogentür nur spärlich.

Joyce klapperte mit dem Schlüsselbund. Amanda hatte die Glock in der Handtasche fest umkrampft.

»Wenn uns die Gestapo auflauert«, murmelte Joyce, »dann gute Nacht.«

Sie huschten in den Flur mit der breiten Steintreppe. Sie machten kein Licht. Nur im Schein der kleinen Stablampe suchten sie sich den Weg. Der Paternoster war außer Betrieb. Sie schlichen die Treppen hinauf. Endlich erreichten sie den Korridor. Nur wenige Schritte trennten sie von der Labortür, als Amanda Joyce fest am Arm hielt. Doch auch Joyce hatte es bemerkt. Es roch nach Zigarettenrauch.

Sie blieben reglos stehen.

Kein Zweifel – jemand lauerte ihnen auf.

Amanda zog lautlos die 45er aus der Tasche. Sie nahm sie in die linke Hand. Mit der nun freien Rechten angelte

sie den Schalldämpfer hervor. Schlafwandlerisch sicher schraubte sie ihn auf. Sie drückte Joyce auf die linke Schulter, zum Zeichen, dass sie in die Hocke gehen sollte. Dann streifte Amanda ihre Schuhe ab. Sie huschte die letzten zwei Treppenstufen hoch und kniete auf dem Linoleumboden. Jetzt vernahm sie auch leise Stimmen.

»... wenn nicht bald jemand auftaucht, brechen wir ab.«

»Sowieso Blödsinn. Weshalb sollte Dr. Coventree nachts hierher kommen?«, raunte eine andere Stimme.

»Der Sturmbannführer vermutet es.«

»Quatsch!«

Nun hatte Amanda die genaue Richtung. Sie rutschte auf den Knien näher. Dann nahm sie ihr Feuerzeug aus der Manteltasche und warf es in die Richtung der Tür. Sofort sah sie zwei Schatten in den Flur springen. Sie hoben sich durch die fahle Beleuchtung ab, die durch das Fenster am hinteren Kopfende des Flurs fiel.

Amanda zog den Stecher zweimal durch.

Dumpf polternd fielen die beiden Gestalten zu Boden. Joyce stieß einen unterdrückten Schrei aus. Amanda zog die Stablampe aus dem Mantel. Sie leuchtete die beiden Liegenden an. In jedem Hinterkopf zeigte sich ein sauberes Loch. Die Kugelaustrittswunde konnte man an dem Blut und den Gehirnspritzern auf dem Linoleum nur erahnen. Die Agentin wandte sich zu der Wissenschaftlerin um.

»Komm schon! Wir werden kaum viel Zeit haben!«

Innerhalb des Labors ging Joyce Coventree zielstrebig zu einem Stahlschrank. Sie schloss ihn hastig auf.

Nun sah Amanda erstmalig die Zeitmaschine. Sie erinnerte sie an eine TV-Fernbedienung aus ihrer Realzeit.

»Zeitmaschinen habe ich mir immer als wuchtige Geräte vorgestellt«, flüsterte sie.

Joyce steckte das Ding in die Manteltasche. »Das sind sie

auch, wenn man andere Dinge und mehrere Menschen transportieren muss. Da wird ein weitflächiges Tunnelfeld benötigt.«

»All right – wir sollten verschwinden!«, merkte Amanda an.

In diesem Moment hörten sie Stimmen. Sie kamen aus dem unteren Gebäudebereich. Amanda und Joyce zuckten zusammen. Die Wissenschaftlerin schloss die Safetür und zeigte zu einer Glastür mit weißem Holzrahmen. »Auf den Balkon! Schnell!«

Es handelte sich um einen langen Balkon, der zwar schmal war, aber um die gesamte Rückfront verlief. Joyce schaffte es eben noch, die Tür zuzuziehen. Dann tauchten Handlampen das Labor in grelles Licht.

Die beiden Frauen kauerten sich eng auf den Steinboden. Nieselregen setzte ein. Joyce deutete zur rechten Seite, dann robbte sie einfach los. Amanda überlegte nicht lange und folgte. In der Ecke – abgeschirmt – blickte die Wissenschaftlerin vorsichtig über die Balustrade. Dann zeigte sie auf das Regenfallrohr.

Amanda verstaute ihre Schuhe in ihrer Tasche, Joyce warf ihre einfach in den verwilderten Park hinab.

Wie in der Turnhalle kletterten sie in die Dunkelheit. Hinter einem Busch blieben sie reglos im nassen Gras liegen.

»Es gibt dort hinten ein Tor zur Parallelstraße«, flüsterte Joyce. Nur zehn Minuten später huschten sie in der spärlichen Straßenbeleuchtung eng an den Hauswänden entlang zu einer Straßenkreuzung.

Da bog ein Militärlastwagen um die Ecke.

Amanda und Joyce schafften es eben noch, sich in einen dunklen Hauseingang zu drücken. Der Wagen fuhr in mäßigem Tempo vorbei.

»Ich hoffe, die durchkämmen nicht mit Fußtruppen das ganze Viertel«, hauchte die Wissenschaftlerin.

»Dann sollten wir hier verschwinden!«, stieß die Paraforce-Agentin hervor.

Am Ende der Straße, nur hundert Meter entfernt, stand eine Kirche mit einem dicht bewachsenen Pfarrgarten.

Die beiden Frauen spurteten los. Da Joyce ihre Schuhe nicht wieder eingesammelt hatte, raste diese barfuß über das nasse, raue Pflaster. Joyce Coventree schien das gar nicht zu spüren.

Wie ihre Tochter, durchzuckte es Amanda.

Kaum waren sie im Dunkel des Kirchengartens verschwunden, flammten Suchscheinwerfer auf und aus allen Bereichen fuhren in raschem Tempo Lkws heran.

Joyce' vage Vermutung war eingetreten.

»Hast du die Zeitmaschine deaktiviert?«, zischte Amanda. Joyce bestätigte. »Das Ding funktioniert im Moment so wieso nicht richtig.«

»Trotzdem könnte der Aufbauversuch eines Zeitfeldes messbar sein. Die Burschen hier sind technisch weit voraus.«

Die Befehlsstimmen wurden immer leiser, je weiter sich Joyce und Amanda entfernten. Bald hatten sie einen Feldweg am Stadtrand von Salzburg erreicht.

Die Wissenschaftlerin deutete zu der Erhebung vor ihnen. »Dort rauf – dann sind wir in Sicherheit.«

»Du denkst wirklich, die Hütte kennt niemand?«

»Ich hoffe nicht«, kam es trocken zurück.

An ihrem Versteck angekommen, hielt Amanda die Wissenschaftlerin zurück. Sie sondierte das Gelände. Doch niemand hatte sich zwischenzeitlich hier aufgehalten.

Das Mondsee-Geheimnis

Der Bus hielt am Ufer des Mondsees. Zahlreiche Menschen stiegen aus.

Der See war ein beliebtes Spaziergängerparadies. So war es kein Wunder, dass an diesem herrlichen sonnigen Tag zahlreiche ältere Leute sich hier tummelten. Das einzige Seelokal füllte sich rasch. Joyce und Amanda hatten einen Eckplatz auf der Holzterrasse ergattert. Von hier konnten sie das alte Kloster vor ihnen rechts gelegen sehen. Luftlinie mochte die Entfernung fünfhundert Meter betragen.

Sie bestellten Kaffee.

Amanda hatte ein elektronisch verstärktes Mini-Fernrohr gezückt und schaute unauffällig zu der Klerikeranlage. »Mönche oder Nonnen?«, fragte sie dabei leise.

»Ist im Privatbesitz gewesen – im Moment residiert da die Kantonsverwaltung. Offiziell.«

Amanda dachte sich ihren Teil.

Dann sah sie Soldaten. Sie kamen durch ein Tor seitlich des Klosters.

Sie steckte das Fernrohr wieder weg. »Jedenfalls tut sich dort etwas. Militärbewachung wäre sonst unsinnig«, brummelte die Agentin.

Joyce schwieg. Amanda beobachtete weiter unauffällig. Nach zwei Stunden verließen sie das Lokal und schlenderten den Wanderweg entlang. Nur noch wenige Passanten begegneten ihnen. Sie näherten sich dem Kloster. Von Soldaten war hier jetzt nichts zu sehen. Amanda und Joyce blieben stehen und taten so, als unterhielten sie sich über die Architektur. Die Paraforce-Agentin wurde aber das Gefühl nicht los, als würden sie versteckt beobachtet.

Sie gingen den Pfad weiter bis zu einer kleinen Kurve im Weg. Hinter dem dichten Buschwerk erkannte Amanda ei-

nen Zaun, und die quer gezogenen Drähte sagten ihr, dass es sich um Stromleitungen handelte. Die Sperre war elektrisch abgesichert.

Sie gingen zurück und fuhren mit dem Bus wieder nach Salzburg. Von dort gelangten sie mit zwei Fahrrädern, die Joyce aufgetrieben hatte, wieder zu der Hütte.

Sie schlossen die Schlagläden dicht. Joyce machte Tee.

»Wird man dich nicht im Institut vermissen?«, wollte Amanda wissen.

»Ich gehe morgen wieder hin. Mich kontrolliert man nicht.«

»Aber es gab zwei Tote ...«

Die Wissenschaftlerin lachte laut auf. »Denkst du, die Geheimpolizei hängt das an die große Glocke?« Sie winkte ab. »Ich bin überzeugt davon, dass es keine Spuren mehr gibt.«

Sie stellte zwei Becher mit Tee auf den Tisch. Amanda fuhr sich durch das lange schwarze Haar, das sie nun wieder offen trug. »Kannst du mir einen Tauchanzug besorgen?«

Joyce runzelte die Stirn. »Du willst ...?«

Amanda nickte. »Ich will mir die Stellen um das Kloster mal unter Wasser ansehen.«

»Die Anzüge sind schwer«, warf Joyce ein.

Amanda wedelte mit den Händen. »Nein, nein, ich brauche etwas Leichtes. Einen Marinekampfanzug oder so was.«

Joyce setzte sich an den Tisch und überlegte. »Johannes Bechtler könnte so etwas haben. Er ist Bootsverleiher und repariert auch die Stelzen der Anlegestellen.«

Am Mittag des nächsten Tages standen die beiden Frauen in der Baracke des Bootsverleihers. Der blickte misstrauisch. »Tauchen? Sie? Wieso?«

Amanda hatte sich schon eine Geschichte zurechtgelegt.

»Ich gehöre zum englischen Olympiakader und muss mein Konditionstraining einhalten.«

»Ah, so«, Bechtler lachte rau. »Dann verstehe ich das. Gut – kommen Sie in die Hütte.«

Zwanzig Minuten später ruderten Joyce und Amanda auf den See hinaus.

»Ich hoffe, der Bursche hält den Mund«, murkte Amanda. »Er hat ja gutes Trinkgeld bekommen.«

Gemächlich wie Touristen ruderten sie über den See. Außer ihrem befanden sich noch zwei weitere Boote auf dem glitzernden Wasser. Es war ein herrlich sonniger Tag mit angenehmen Temperaturen.

»Was weißt du über das Kloster?«, wollte Amanda von Joyce wissen.

Die Wissenschaftlerin schürzte überlegend die Lippen.

»In der ersten Bauphase, so um 739, glaube ich, bestand das Kloster aus einzelnen Gebäuden. Die romanische Klosterkirche wurde 1104 geweiht. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde das Kloster renoviert und teilweise neu errichtet, 1487 wurde die gotische Klosterkirche mit doppeltem Chor geweiht. Unter Kaiser Leopold II. wurde das Kloster 1791 aufgrund interner Probleme und auch finanzieller Diskrepanzen aufgehoben.«

Die Paraforce-Agentin zwängte sich in den für ihre modernen Begriffe unmöglichen Gummianzug. Die Pressluftflasche erwies sich als klobig und schwer.

»Das Kloster ist eine sehr große Anlage«, erklärte Joyce weiter. Sie zeigte zum Ufer. »Dort die Basilika und dahinter zahlreiche Gebäude in rechteckiger Anordnung. Vom Uferweg führen mehrere Pfade zum Kloster, die aber angeblich wegen Restaurierungsarbeiten gesperrt sind.«

Amanda lachte nur. »Klar! Deshalb auch mit Starkstrom

gesicherte Zäune!«

Unmerklich ruderten sie näher ans Ufer.

»Man munkelt«, hub Joyce Coventree an, »dass Neugierige, die es bis auf das Grundstück geschafft hatten, spurlos verschwanden.«

»Wenn da wirklich etwas Großes läuft, kann ich mir das vorstellen.«

Joyce ruderte auf eine Schilfinzel zu. Dort machte sich die Paraforce-Agentin für den Tauchgang bereit. Joyce schaute sie ängstlich an. »Pass auf dich auf.«

Amanda ließ sich rückwärts ins Wasser gleiten. Sogleich tauchte sie unter. Nur schemenhaft nahm sie die starken Schilfgewächse wahr. Sie musste sich in Acht nehmen, um nicht mit den unförmigen *altertümlichen* Instrumenten hängen zu bleiben. Sie hoffte nur, dass der Bootsverleiher keine Tratschtante war. Solche Tauchausrüstungen gab es zu dieser Zeit nur bei der Marine. Arbeiten unter Wasser wurden von Helmtauchern vorgenommen.

Die Agentin bewegte sich in etwa drei Metern Tiefe langsam auf das Ufer des Mondsees zu. Der Grund unter ihr zeigte sich teils schlammig, teils steinig. Auch einige Reste prähistorischer Pfahlbauten erkannte sie.

Nach ihrer Messung musste sie sich nun etwa dreißig Meter vom Ufer, direkt gegenüber dem Kloster befinden. Nun wagte es Amanda, die kleine wasserfeste Stablampe zu benutzen. Trübes, weißliches Wasser umgab sie. Amanda richtete den Strahl etwas abwärts. Da stutzte sie. Aus dem Schlamm ragte ein Stück einer dicken isolierten Leitung heraus.

Starkstrom!

Amanda folgte der Leitung, die zum Ufer führte. Da schälte sich aus dem milchigen Wasser etwas Dunkles, großes Rundes heraus. Die Agentin verhielt Wasser tretend.

Ein Deckel aus Stahl verschloss eine kreisförmige Öffnung. Der Durchmesser betrug geschätzt fünf oder sechs Meter. Mit dem Spezialhandy, das sie aus ihrer Pension mit retten konnte, machte sie mehrere Fotos. Dann untersuchte sie die Öffnung. Der Deckel schloss fugendicht. Es gab keinen äußeren Öffnungsmechanismus. Ohne Sprengstoff würde sie da nicht hineinkommen.

Amanda entschloss sich zur Rückkehr zum Boot. Mittels des Kompasses in ihrer MI6-Cartier fand sie den Weg.

Vorsichtig hob sie den Kopf neben dem Ruderboot aus dem Wasser. Es drohte keine Gefahr. Im Schutz der Schilfinsel zog sie sich ins Boot und pellte sich aus dem Tauchanzug.

Gemächlich ruderten sie zurück. Als die Anlegestelle ins Blickfeld kam, hielt Joyce spontan in der Ruderbewegung inne. »Teufel!«, zischte sie. Amanda sah es auch. Vor dem Kiosk des Bootsverleihers standen zwei Männer in langen Ledermänteln. Sie wandten dem See den Rücken zu und sprachen mit Bechtler.

»Zurück!«, gebot Amanda rasch. Joyce wendete und das Boot tauchte hinter einem vorspringenden Felsen ab.

»Ist das ...?«

Joyce bestätigte Amandas Frage. »NS-Geheimpolizei. Wenn die uns erwischen, werden sie recht unbequeme Fragen stellen, auf die ich keine Antwort weiß.«

Amanda deutete auf eine kleine Bucht zwischen den Felsen. »Da rüber. Wir verdrücken uns.«

Sie schafften es, ungesehen vom Mondsee wegzukommen und den Hügel der Berghütte zu erreichen. Sie schoben die Fahrräder eben den Hang hinauf, als Joyce sich zu Boden warf. Amanda überlegte nicht lange und tat dasselbe.

Oben am Hang hörten sie den Motor eines Pkw. Das

Fahrzeug fuhr eben an.

»Sie haben uns aufgespürt«, knurrte Joyce unterdrückt.

Amanda hob etwas den Kopf. Sie konnte an der und um die Hütte niemanden ausmachen.

»Wir sollten hier die Zelte rasch abbrechen.«

Joyce legte das Gesicht flach in das Gras. Nach einigen Sekunden hob sie den Kopf wieder. »Es gibt ein Haus einer Freundin in *Schwarzindien*. Sie ist in Berlin und das Haus steht seit Wochen leer.«

Amanda machte große Augen. »Wo bitte?«

Die Wissenschaftlerin lachte trotz der Situation. »*Schwarzindien* ist ein Ort auf der anderen Seite des Sees. Weshalb er so heißt, erzähle ich dir später.«

Die Agentin nickte. »Dann lass uns aufbrechen.«

In diesem Moment zerriss eine Detonation die Stille des Hügels.

Die beiden Frauen sahen nur die mindestens zwanzig Meter hohe Stichflamme, dann flogen Balkenstücke und Bretter knapp über sie hinweg.

Himmelfahrtskommando

Das Haus erwies sich als Villa im Jugendstil. Sehr gepflegt und etwas abseits von den anderen Häusern.

»Hier wird uns bestimmt niemand suchen«, erklärte Joyce.

»Dein Wort in Gottes Ohr«, orakelte Amanda.

»Es gibt keine bekannte Verbindung zwischen mir und Johanna Groß.«

Sie standen in einem großen Salon. Die Möbel waren mit großen weißen Laken gegen Staub abgedeckt.

»Was ist, wenn deine Bekannte auftaucht?«

Joyce bewegte die Finger wie eine Klavierspielerin.

»Nicht vor den nächsten zwei Monaten.«

Die Paraforce-Agentin ging zu dem großen Fenster hinüber, das von einem Erker aus in einen parkähnlichen Garten wies. »Was macht diese Johanna Groß in Berlin?«

»Sie ist Verbindungsoffizier beim Nachrichtendienst zwischen der Britischen Botschaft und dem Deutschen Reich.«

Amanda wirbelte herum. »Sie hat also Zugang zu weitreichenden Informationen!«

»Ja«, dehnte Joyce. »Was geht dir im Kopf herum?«

Amanda wehrte ab. »Später! Wir sollten uns erst mal einrichten. Ich muss irgendwie in den Tunnel kommen. Ich denke, er führt direkt in eine unterirdische Klosteranlage.«

Nachdem die Laken von den Möbeln entfernt waren, konnte in das Haus Gemütlichkeit einkehren. In der Vorratskammer fand Joyce noch einige brauchbare Dinge, aus denen sie ein gutes Essen zauberte.

Als es dunkelte, ließen sie die schweren Holz-Jalousien vor den Fenstern herab.

»Morgen gehe ich wie gewohnt zu meiner Arbeit«, erklärte Joyce. »Du lässt dich am besten nicht sehen. Auch im Dorf nicht.«

Sie saßen um den runden kleinen Tisch am Kamin. Das Feuer wärmte.

»Der Wind weht von der Seeseite«, hatte die Wissenschaftlerin erklärt. »Da sieht man das bisschen Rauch nicht.«

Amanda blickte auf den Kaminsims. Dort stand ein wunderbares handgeschnitztes Schachspiel. »Wie wäre es mit einer Partie?«, fragte die Agentin. »Das macht den Kopf frei.«

Joyce war einverstanden. Sie fand sogar eine Flasche Rotwein.

Über dem See entlud sich ein mächtiges Gewitter. Regen

prasselte gegen die Jalousien. Donner rollte über das Haus hinweg.

Doch noch etwas anderes spürten die beiden Frauen: Der Boden vibrierte.

Joyce schluckte. »Himmel! Was ist das?«

Amanda zog die Augen zu Schlitzen zusammen. »Sie experimentieren«, kam es heiser.

Die Wissenschaftlerin wurde bleich. »Du denkst ...«

Die Paraforce-Agentin nickte und rannte zum Fenster. Sie zog die Jalousie hoch.

»Da! Sieh nur ...«, hauchte Joyce.

Über dem Bereich des Klosters und einem Teil des Mondsees auf der gegenüberliegenden Seite wölbte sich etwas wie ein grell weißer Regenbogen. Er schien zu pulsieren. Dann flackerte die Erscheinung und fiel langsam in sich zusammen.

»Sie haben versucht, ein Zeitfeld aufzubauen«, kam es über Amandas Lippen. Dann kam Bewegung in sie. »Komm! Zum See. Das Boot liegt noch im Versteck. Wenn wir etwas herausfinden wollen, dann jetzt!«

Entsetzt sah Joyce die Sprecherin an. Doch die ließ sich auf keine Diskussion ein. In der Garage des Hauses hatte sie einen *Horch* entdeckt. Sie hoffte inständig, dass sich Benzin im Tank befand. Trotz der Proteste der Wissenschaftlerin fuhr der schwere Wagen bald durch das Unwetter die Seeuferstraße entlang.

»Du willst doch nicht etwa tauchen?«, fragte Joyce mit fast erstickter Stimme.

»Genau das, meine Liebe!«, kam es von der Agentin.

Die Wellen jagten gegen das Ufer. Das Boot war herumgeschleudert worden. Der Wind zerrte an den Haaren der beiden Frauen.

»Du bist absolut wahnsinnig!«, schrie Joyce gegen den

Sturm. Doch da hatte Amanda sich schon in den Anzug gezwängt und watete ins Wasser.

Die Wogen schlugen über ihr zusammen und rissen sie von den Beinen.

»Verschwinde! Damit dich keiner schnappt!«

Sie ließ sich fallen und schwamm unter Wasser. Als sie in einen tieferen Bereich glitt, wurde es ruhig. In drei Metern Tiefe merkte man nichts vom Sturm. Dafür zeigte es sich stockdunkel. Die Agentin verließ sich auf den leuchtenden Kompass ihrer Spezialuhr.

Sie brauchte über fünfzehn Minuten, bis sie im Schein der Stablampe das runde Tor sah. Sie überlegte schon, wie sie weiter vorgehen sollte, als sich das Schott langsam nach außen öffnete. Amanda machte eine Drehung und zog sich ins Schilf zurück. Sie löschte die Lampe. Dafür drang weit gefächerter Lichtschein durch das Wasser.

Ein torpedoförmiges glänzendes Objekt wurde erkennbar. Es besaß einen rückwärtigen Propellerantrieb, von dem zahlreiche Luftbläschen aufstiegen. Das Klein-U-Boot glitt an Amanda vorbei. Da begann das Schott sich wieder langsam zu schließen. Amanda stieß sich von der Unterwasserschilfinsel ab und schwamm mit kräftigen Zügen auf das Schott zu. Vom Sog ließ sie sich einfach in die Öffnung ziehen.

Sie wagte es nicht, die Lampe zu benutzen, sondern ließ sich mit vorgestreckten Händen treiben. Bald spürte sie leicht ansteigenden, festen Untergrund. Dann erhellte sich das Wasser. Die Agentin schaute nach oben und sah verschleiert eine Molenmauer und eine Decke aus Stahlträgern. Dann kam ein hölzerner Steg. Unter diesem tauchte Amanda vorsichtig auf.

Sie befand sich in einer großen Halle. Irgendwo summten Aggregate. Grelle Leuchtkörper hingen unter den Stahl-

streben an der Decke. Gedämpft vernahm die Agentin Stimmen. Sie sah sich um. Links von ihr gab es eine Art Treppe aus dem Wasser.

Das Licht erlosch.

Vorsichtig schwamm Amanda auf den ausgemachten Ausstieg zu.

Nur einmal benutzte sie für wenige Sekunden die Stablampe.

Sie befand sich in einer unterirdischen Hafenanlage für Kleinboote. Aber wo fuhren sie hin? Vermutlich benutzte man sie, um unauffällig brisantes Material unter das Kloster zu schaffen.

Amanda versteckte den Tauchanzug hinter einem Stapel Holzfässer. Sie trug nun nur T-Shirt und Hose. Es war kalt. Auf nackten Füßen schlich sie eine Eisenleiter aufwärts und gelangte auf eine höher gelegene Ebene. Von hier erkannte sie einen matt beleuchteten Gang. Dieser führte in etwa dreißig Metern Entfernung zu einer weiteren Eisenleiter.

Ein Gewimmel von Stegen und Plattformen durchzog die versteckte Anlage. Erst nach wohl zwanzig Minuten erreichte sie einen Korridor, der zu einem der eigentlichen Klostergebäude überirdisch gehörte. Hier roch es nach Bohnerwachs und ... Kaffee.

Da vernahm sie auch schon die Schritte von Stiefeln. Amanda konnte sich eben noch hinter einer breiten, wenn auch ausgetrockneten Topfpflanze verstecken. Zwei Offiziere in SS-Uniform marschierten an ihr vorbei.

»... der Reichsmarschall erwartet baldige Ergebnisse. Vorhin gab es wieder einen Zusammenbruch im Energiefeld!«, vernahm die Agentin eine schnarrende Stimme.

»Sagen Sie dem Doktor, ich will ihn in einer halben Stunde treffen.«

Dann waren die Männer vorbei und bogen um eine Gangabzweigung.

Amanda überlegte blitzartig, was sie tun konnte. Sie entschloss sich spontan, den Männern zu folgen.

Sie hörte die Stiefelschritte – die Wände warfen das Echo bedrohlich zurück. Obwohl die Gänge mit großen barockzeitlichen Gemälden ausgestattet worden waren, wirkte alles bedrückend.

Die Männer mussten sich nun ein Stockwerk über ihr befinden. Barfuß und lautlos huschte die Agentin hinterher. Dann hörte sie eine Tür klappen. Mehr auf allen vieren näherte sie sich dem ersten Treppenabsatz. Dann sah sie im Gegenlicht der Flurbeleuchtung die nassen Spuren. Sie führten zu einer bestimmten Tür von grauer Farbe.

Der Flur war leer. Mit zwei Sprüngen befand sich Amanda an der Tür.

»Sturmbannführer Jansen« stand dort mit Tusche und Normschrift auf einem weißen Schildchen in einem Blechrahmen.

Da füllte sich der Bereich unter Amanda mit zahlreichen Stimmen. Den harten Tritten nach mussten es mehr als fünf Leute sein.

Gehetzt sah Amanda sich um. Es gab kein Versteck.

Außer ...

Sie sprang die Treppe aufwärts zur nächsten Etage.

Schritte und Stimmen wurden lauter. Sie hörte nur vereinzelt Scharren. Die Leute blieben auf dem Flur unten.

Dann plötzlich völlige Stille.

Amanda beugte sich über das Geländer.

Eine zierliche Person in schwarzer Uniform kam die letzten Stufen hinauf.

»Achtung!«, schnarrte eine recht junge Stimme. Klacken – alles nahm Haltung an.

Die zuletzt gekommene Person blieb vor den Männern stehen.

Sie musterte diese und fragte dann: »Kompanie?«

»Fünfte Kompanie - vierter Zug, Frau Stabsfeldwebel!«, rief einer der Burschen.

Amanda staunte. Die Person war eine Frau. Als sie sich etwas zur Seite drehte, erkannte Amanda auch das Profil und die blonden Haare.

Beinahe wäre ihr ein Erstaunensruf entglitten. Sie hatte diese Frau bereits einmal gesehen.

»Wegtreten!«, sagte sie herrisch. Die Burschen gingen den Gang weiter hinunter. Die Frau in der Uniform trat an die graue Tür, klopfte nur kurz und riss sie auf.

Nachdem die Tür sich geschlossen hatte, setzte sich Amanda erst einmal auf die Treppenstufe.

»Lady Justine Marlow²«, formten ihre Lippen lautlos.

Trotz intensiver Suche hatte Paraforce nach der Explosion in Marokko ihren Leichnam nicht gefunden.

Amanda presste die Lippen zu einem Strich zusammen. Da wurde die Tür unten wieder geöffnet. Amanda beugte sich vor. Die Frau, die sich jetzt als Stabsfeldwebel bezeichnen ließ, lief hastig die Treppen hinunter. Amanda wartete ein paar Sekunden, dann folgte sie ihr. Für einen kurzen Moment durchzuckte sie der Gedanke, dieses Miststück zu erschießen. Doch damit würde sie nur ihr eigenes Leben gefährden und käme auf der Suche nach dem Zeitreaktor keinen Schritt weiter.

Einmal nur musste Amanda in Deckung gehen, dann war sie Lady Justine bis in ein Kellergewölbe gefolgt.

Hier summte es, als wenn Hunderte von Aggregaten in Betrieb wären.

² Siehe Paraforce: *Tödliches Erbe*

Mittels einer Chipkarte öffnete Justine Marlow eine mit Stahlbeschlägen versehene Tür. Damit hatte die Agentin den letzten Beweis. Solche Chipkarten konnte es in dieser Zeit noch nicht geben.

Der Türmechanismus zischte leicht. Amanda vermutete Druckluft.

Ehe sich die Tür wieder schließen konnte, sprintete die Paraforce-Agentin vor und konnte sich eben noch durch den Spalt zwängen. Nun wurde die Situation gefährlich. Ein langer beleuchteter Gang, kahle, glatte Wände und nur knapp fünfzehn Meter vor ihr strammen Schrittes Justine Marlow. Wenn sie sich nun umdrehte, würde sie Amanda unweigerlich sehen und erkennen.

Doch die Frau in der schwarzen SS-Uniform sah sich nicht um.

Amanda war in diesem Moment froh, dass sie barfuß lautlos ging.

Der Gang machte einen Bogen. Amanda blieb nun etwas zurück. Inständig hoffte sie, dass auch niemand nach ihr die Tür öffnen würde.

Vorsichtig blieb Amanda an der Gangbiegung stehen und reckte den Kopf. Sie hörte keine Schritte mehr. Lauerte Lady Justine in wenigen Metern auf sie?

Amanda hielt die entsicherte Glock in der Hand. Zentimeterweise schob sie sich um die Ecke. Dann atmete sie erleichtert aus. Vor sich sah sie einen Paternosterschacht. Allerdings nicht eines der altertümlichen Geräte, sondern ein Gebilde aus Chrom, Glas und Stahl. Dieser Paternoster fuhr beinahe geräuschlos.

Amanda ließ die Hand mit der 45er sinken.

Wohin jetzt?

Hoch oder runter?

Wohin es wieder aufwärtsgehen mochte, war ihr im Mo-

ment völlig unklar. Also entschied sie sich für abwärts. Wenn es Zeitreaktoren gab, würden sie sich wegen der Gefährlichkeit der Molekülbeschleunigung tief in der Erde befinden.

Der Paternoster brachte sie eine scheinbar unendlich lange Strecke nach unten.

Was würde sie erwarten?

Soldaten?

Ihre rechte Hand umkrampfte den Griff der Waffe. Auf alle Fälle würde sie ihr Leben so teuer wie möglich verkaufen!

Da!

Beinahe Tageslicht.

Ein Gang. Leer! Amanda sprang aus der Kabine. Sie hörte Stimmen. Weit entfernt.

Dann erkannte sie, dass rechts und links des Ganges jeweils eine Tür abzweigte. Sie ähnelten Türen zu OP-Räumen in den modernen Krankenhäusern.

Labors?

Während sie noch überlegte, trampelte im Laufschrift eine nicht identifizierbare Zahl von Stiefeln durch den Gang, der vom Paternoster herführte.

Scheiße! Gehetzt sah Amanda sich um. Kein Versteck! Oder doch? Ihr Blick richtete sich nach oben. In einem dunklen Schacht an der Decke zogen sich zahlreiche Kabel über einer Eisen-Loch-Konstruktion entlang. Die Höhe zu den handbreiten Eisenstreben mochte zwei Meter und etwas betragen.

Es gab nur die eine Chance!

Amanda ging in die Hocke, streckte den Körper und legte alle Kraft in den Sprung.

Ihre Fingerkuppen ergriffen das kühle Eisen - es schmerzte ...Die Agentin biss die Zähne zusammen und

zog sich an den scharfen Kanten hoch. Die Beine baumelten.

Das Getrampel kam näher.

Noch einmal tief einatmen und ...

Eben konnte sie ihren schlanken Leib noch in den schmalen Spalt zwischen Beton und Leitungsstrang klemmen, da tauchte unter ihr ein Trupp von zehn Männern auf.

Direkt unter ihr hielten sie an.

»Niemand hier, Herr Leutnant«, rief einer der Männer in den schwarzen Uniformen.

»Aber es wurde uns gemeldet«, knurrte der mit Leutnant angeredete. »Warten!«

Er schritt zur linken Tür, die sich leicht summend öffnete.

»Frau Stabsfeldwebel – kein Eindringling erkennbar.«

Einen Moment war es still. Dann bellte Justine Marlow: »Die Hafensensoren haben es angezeigt.«

»Kann ein Fisch gewesen sein, Frau Stabsfeldwebel. Hatten wir schon mehrfach.«

Erneut war es einen Moment still. Dann: »Gut – wegtreten! In Bereitschaft halten!«

»Jawoll!« Amanda hörte, wie der Leutnant die Hacken zusammentrat.

Bald tauchte er wieder auf und rief seinen Männern zu: »Zurück ins Quartier!«

Die Männer wendeten. In diesem Moment löste sich ein Blutropfen aus einer Schnittwunde an Amandas rechter Hand und es tropfte nach unten. Genau auf die Mütze des Leutnants.

Amanda blieb das Herz fast stehen.

Doch der Soldat bemerkte es nicht. Der Trupp zog ab.

Rasch wischte Amanda ihre verletzte Hand an ihrem dunklen T-Shirt ab.

Da öffnete sich die Tür, aus der der Leutnant eben ge-

kommen war. Langsam trat Justine Marlow auf den Gang. Sie blieb fast unter Amandas Versteck stehen. Sie griff in die Tasche des weißen Kittels, den sie nun trug, und zog eine Zigarettenpackung hervor.

Langsam entnahm sie ein Stäbchen und zündete es an. Sie stieß genussvoll den Rauch aus und hob nur merklich den Kopf. Aus der anderen Kitteltasche zog sie eine kleine Pistole mit Perlmuttergriff.

»Sie können herunterkommen, Miss Harris. Dann muss ich Sie nicht erschießen.«

Die Stimme klang kalt und sachlich.

Amanda schloss kurz die Augen, dann ließ sie sich in den Flur hinab.

Lady Justine sah die blutverschmierte Hand der Agentin. Sie zeigte mit einer Kopfbewegung zur Tür. »Kommen Sie. Das muss verbunden werden, sonst holen Sie sich eine Infektion.«

Eine Stunde später im IES-Institut

Lady Joyce Coventree hatte keine Ruhe gehabt und war zeitig ins IES gefahren. Der Pförtner war schon da und grüßte höflich.

Es dämmerte gerade und das Licht des Treppenhauses vermischte sich mit dem aufkommenden Morgen.

»Etwas Besonderes, Joachim?«, erkundigte sich die Institutsleiterin.

Der Pförtner verneinte.

Fünf Minuten später befand sich Joyce in ihrem kleinen Büro.

Da klopfte ihr Mitarbeiter Dr. Hartmut Stichler an die Tür.

»Kommen Sie herein«, rief Joyce.

Der schlanke mittelgroße Mann mit der Hornbrille hielt einen Lochstreifen in der Hand. »Ich habe hier etwas Merkwürdiges, Frau Professor.«

Joyce hob eine Augenbraue fragend. Dr. Stichler legte den Streifen vor Joyce auf den Tisch. »Das wies der Seismograf für die Zeit von Dreiundzwanziguhrneun aus. Und dies«, er zeigte weiter nach unten, »etwa vierzig Minuten später.«

Mit gerunzelter Stirn nahm die Institutsleiterin den Lochstreifen auf. Sie ahnte, um was es sich bei der Aufzeichnung handelte.

»Erdvibrationen.«

Stichler nickte. »Das hatten wir schon mal. Was auffällig ist, ist die Gleichförmigkeit des Auf- und Abschwingens.«

Joyce blickte auf. »Ihre Meinung?«

Dr. Stichler zuckte die Achseln. »Ich kann mir wirklich keinen Reim darauf machen. Für ein regionales Beben hier bei uns außergewöhnlich.«

Joyce legte den Streifen zur Seite. »Lassen Sie den Seismografen weiterlaufen.«

Der Mann verließ das Büro.

Für die Wissenschaftlerin stand es außer Frage, dass es sich um die Frequenz des Zeitfeldes handelte. Sie hoffte, bald etwas von Amanda zu hören.

Zur gleichen Zeit in einem unterirdischen Teil des Klosters Mondsee.

Amanda saß auf einem bequemen Drehstuhl. Justine Marlow zog die sterilen Handschuhe aus. »So, das wär's.«

Die Paraforce-Agentin nahm von einer Ordonnanz eine Tasse Kaffee entgegen. Justine Marlow nahm Amanda ge-

genüber Platz.

»Es überrascht mich wenig, dass Sie hier auftauchen«, meinte sie amüsiert.

»Ach ...«, machte die Agentin. »In welchen schmutzigen Dingen haben Sie wieder mal Ihre Finger?«

Lady Justine kicherte. »Nennen Sie es, wie Sie wollen.«

»Sie arbeiten hier geheim an Zeitreiseprogrammen. Was wollen Sie bezwecken? Ist Ihnen klar, dass die Auswirkungen im Raum-Zeit-Gefüge zu Katastrophen in verschiedenen Zeitaltern führen können?«

»Wissen Sie, Miss Harris, es gab Dinge, die in Sachen Magnetfeldforschung in der Zeit zwischen 1931 und 1934 erforscht wurden. Diese mussten in unsere Jetztzeit transferiert werden, um sie mit unserem technischen Wissen zu vervollständigen. Dann kamen Sie wieder hierher. Das ging natürlich nicht immer ohne Komplikationen ab«, erklärte Justine Marlow im Plauderton.

Amanda schaute auf ihren fachgerecht angelegten Verband. »Wozu das Ganze?«

Justine Marlow schürzte die Lippen. »Sie kennen die Geschichte des Dritten Reiches? Die Alliierten stellten sich gegen Deutschland, der Krieg ging verloren und alles zerfiel.«

Amanda lachte trocken auf. »Wollen Sie den Zweiten Weltkrieg neu entfachen? Mit einem Endsieg?«

Lady Justine wehrte ab. »Unsinn! Mit einer gewissen ...«, sie sagte das überlegend, »... Manipulation der Vorgeschichte kann der ganze dumme Krieg vermieden werden. Das Germanische Reich entsteht natürlich eher und dehnt sich durch Verträge aus.«

»Ah!«, entfuhr es der Agentin. »Geduldete Entwicklung. Okay! Was haben Sie aber davon?«

Nun musste Lady Justine laut lachen. »Eine Führung in

meiner Hand. Abhängig von meinem Wissen und ...«, sie lachte erneut. »Meine Firma *Air Wings* wird die technische Welt beherrschen. Die Raumfahrtprogramme entwickeln! Nicht die Stümper der NASA.«

Amandas Gedanken wirbelten. So ergab alles ein rundes Bild.

»Aber weshalb ein Germanisches Reich? Ginge das nicht auch mit der amerikanischen oder britischen Geschichte?«

»Nein!«, kam es hart zurück. »Die Grundlagen liegen hier! Oppenheimer, Einstein und viele andere geniale Wissenschaftler. Deshalb musste ich von der Wurzel aus vorgehen.«

Lady Marlow baute sich vor Amanda auf. »Auch die Forschungen von Joyce Coventree gehören dazu. Sie ist eine Expertin in der Forschung der wechselnden Magnetfelder.« Die Lady grinste. »Oder muss ich sagen: war? Ach – die Zeiten verschwimmen bei solchen Unternehmen! Aber leider sind *Sie* mir immer im Weg. Das muss sich ändern!«

Amanda sog die Luft durch die Nase. »Und wie?«

Lady Justine stemmte die Arme in die Seiten. Das gab ihr ein besonders herrisches Aussehen. »Entweder Sie sind auf meiner Seite oder ...«

»Oder was?«

»Ich muss Sie eliminieren. Aber vorher sagen Sie mir noch, was Ihre merkwürdige Vereinigung Paraforce weiß.«

Amanda lächelte nun. »Was hätte ich für einen Vorteil, wenn ich mich für *Ihre* Seite entschließen würde?«

Justine Marlow setzte sich wieder. »Ah, Sie denken vernünftig. Okay!«

Amanda legte den Kopf etwas seitlich und schaute die Sprecherin an. »Lady Justine, ich bin realistisch. Was ich hier sehe, hat Zukunft.«

Die Doppeldeutigkeit im Tonfall entging *Frau Stabsfeld-*

webel. Jedenfalls wurde Lady Marlows Erwiderung weicher. »Kommen Sie!« Sie stand auf und schritt mit klackenden Stiefelabsätzen auf eine Metalltür zu. Diese schob sich automatisch zur Seite und gab den Blick auf eine Liftkabine frei.

»Wir fahren in meine Privaträume.«

Während es aufwärtsging, meinte Justine Marlow lächelnd: »Ich denke, einer Dusche sind Sie nicht abgeneigt. Danach können wir uns bei einem guten Essen unterhalten.«

Amanda Harris beschloss, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Denn dass sie einfach hier lebend herauskam, sah sie als unwahrscheinlich an. Also, erst mal mitmachen!

Der Lift hielt.

Genau zu diesem Zeitpunkt betraten zwei Männer mit Schlapphüten und langen Ledermänteln das Büro von Joyce Coventree. Sie klopfen nicht an – sie öffneten einfach die Tür. Einer der Männer – ein leicht untersetzter Kerl mit stechenden Augen – hielt eine Metallmarke hoch.

»Geheime Staatspolizei. Frau Coventree, wir müssen Sie bitten, uns betreffend einiger Auskünfte aufs Revier zu begleiten.«

Joyce atmete flacher. Dass sie der Bitte nicht Folge leisten musste, stand kaum zur Debatte. Die Männer würden sie notfalls gewaltsam mitnehmen. Also nickte sie freundlich.

»Natürlich Herr ...?«

»Hauptmann Grünberg.«

»In Ordnung, Herr Hauptmann. Darf ich meinen Mantel aus dem Schrank nehmen?«

Grünberg schaute auf den Spind und nickte dann. Joyce

bemerkte wohl, dass seine rechte Hand unter den Mantel glitt. Sicherlich steckte dort die 08³.

Vor dem Institut wartete ein schwarzer Mercedes. In zügiger Fahrt ging es zum Revier in der Arenbergstraße.

Das düstere Gebäude flößte Unbehagen ein.

Durch ein Treppenhaus und endlos scheinende Gänge führte man sie zu einem Büro. Dort stand ein Schreibtisch, auf dem es außer einem Telefon nichts weiter gab, zwei Stühle aus Holz - nur einer wies ein Lederpolster auf - und eine lange Holzbank.

Die hohen Fenster zeigten sich vergittert.

Der Hauptmann dirigierte Joyce zu dem einfachen harten Stuhl. »Setzen Sie sich bitte und warten Sie.«

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis Grünberg zurückkehrte. Er setzte sich hinter den Schreibtisch, griff zum Telefon und orderte zweimal Kaffee. Dann blickte er Joyce freundlich an.

»Ich bitte die Unbequemlichkeit zu entschuldigen, Frau Coventree. Ich weiß, dass Sie eine angesehene Wissenschaftlerin sind und im Reichsministerium hält man große Stücke auf Sie. Es wird auch nicht lange dauern, sofern Sie uns unterstützen.«

Joyce dachte sich ihren Teil. Aber laut sagte sie: »Wenn es mir möglich ist, gern.«

Der Hauptmann schaute zufrieden. »Sie kennen eine Frau Amanda Harris?«

Eher gleichgültig schien der Frager.

Joyce bestätigte das. »Sie suchte mich in meinem Institut auf.«

»Weshalb?«

»Sie sagte mir, sie sei Reporterin aus Berlin und habe ge-

³ Kurz für die »Pistole 08« der Firma DWM

hört, am IES würde an fortschrittlichen Energietechniken gearbeitet. Ob ich das bestätigen könnte.«

»Hm«, Grünberg nickte verstehend. »Was antworteten Sie darauf?«

Joyce zuckte leicht die Achseln. »Wir haben nichts zu verbergen und ich antwortete wahrheitsgemäß, dass sie da richtig gehört habe. Schließlich könne die Wissenschaft nicht stehen bleiben und neue Energien seien für die Zukunft der Welt unabdingbar. Sie wollte dann weiter wissen, um was es genau ginge, und ich erklärte, dass es sich um in der Natur vorkommende Energiequellen handelte. Mehr könne ich zu diesem Zeitpunkt nicht sagen. Sie müsse sich da an unsere Pressestelle wenden.«

Hauptmann Grünberg nickte wieder. »Das war sehr klug.« Er lehnte sich zurück. »Aber weshalb sind Sie mit Frau Harris beim Bootsverleiher Bechtler gewesen und haben eine Tauchausrüstung ausgeliehen?«

Joyce lachte kurz. »Sie rief mich am Tag darauf an und meinte, sie gehöre zu einem Olympiakader und wolle Konditionstraining betreiben. Ich habe natürlich etwas ungläubig geschaut. Aber dann erfuhr ich, dass sie wirklich eine Schwimmsportlerin ist.«

»Kam Ihnen das nicht ... merkwürdig vor in dem Zusammenhang mit dem Besuch bei Ihnen?«

Joyce hob die Hände. »Später schon, aber was kann schlimm daran sein, wenn sie im See taucht?«

Sie hatte den Blick fest auf den Hauptmann gerichtet. Wenn es im Mondsee etwas gab, was der geheimen Reichsache unterstand, würde er das nicht zugeben dürfen.

Grünberg legte die Hände flach auf die Schreibtischplatte. »Wissen Sie, wo sich Frau Harris jetzt befindet?«

Joyce verneinte. »Aber sie wollte sich in den nächsten Tagen noch einmal bei mir melden.«

Der Hauptmann stand auf. »Gut, Frau Coventree. Ich muss Sie ersuchen, uns zu informieren, wenn Frau Harris sich meldet.« Er schrieb eine Telefonnummer auf einen Zettel, den er aus der Schreibtischschublade gezogen hatte.

Innerlich atmete Joyce auf. Das Ziel der Polizei war Amanda, und wenn diese sich melden sollte, so durfte man das aus Ermittlungsgründen nicht verhindern. Der Wissenschaftlerin war klar, dass man sie nun beschatten würde.

Als sie allein den langen Gang entlang lief, klopfte ihr Herz rasend. Jeden Moment glaubte sie, die Stimme des Hauptmanns zu hören, der sie aufhalten wollte. Joyce wusste, dass die Gestapo besondere Verhörmethoden anwandte, um Leute – wie es so schön hieß – kooperativ zu machen. Insgeheim hatte sie sich schon für zweiundvierzig Stunden splitter nackt in einer kalten, feuchten Zelle gesehen. Eine von der Gestapo oft angewandte *Überlegungszeit*.

Ungehindert verließ Joyce das Gebäude. Sie schaute sich nicht um. Sie würde auch so irgendwann bemerken, dass ihr jemand folgte.

Zu dieser Zeit kam Amanda aus dem noblen Bad, welches zu der ebenso noblen Wohnung von Justine Marlow gehörte.

Die Suite befand sich im oberen Stockwerk eines der Klostergebäude. Lady Justine kam eben aus einer anderen Tür in den weiträumigen, sehr erlesen eingerichteten Salon. Auch sie wirkte frisch geduscht und trug nun ein beigefarbenes Kleid, helle, fast durchsichtige Strümpfe zu hinten offenen Pumps. So, wie Amanda sie damals zum ersten Mal kennengelernt hatte.

Ohne Uniform wirkte sie betont weiblich. Sie war fast so

groß wie Amanda und trug das dunkelblonde Haar offen – in leichten Wellen über die Schulter fallend. Amanda trug einen Hausanzug, den Justine Marlow ihr in das Gästezimmer gelegt hatte. Schuhe hatte sie keine.

Justine lächelte. »Wissen Sie, Amanda, weshalb ich Ihnen keine Schuhe hingelegt habe?«

Amanda zog leicht die Augen zusammen und schaute fragend.

Justine Marlow lachte gurrend. »Sie gefallen mir so. Sie haben ausnehmend schöne Füße.«

In Amandas Kopf klingelten Alarmglocken. Justine Marlow wendete rasch das Gespräch in eine andere Bahn, als sie den plötzlich angespannten Gesichtsausdruck ihres Gastes sah. »Ich habe uns etwas zum Essen bestellt. Ich denke, das haben wir uns mit einem Glas Wein verdient.«

Amanda blickte zu der vergoldeten kleinen Kaminuhr. Sie zeigte elf Uhr morgens.

Lady Justine führte Amanda zu einem reich gedeckten Frühstückstisch. Eine Ordonnanz verließ eben durch eine Glastür leise den Raum.

»Ihr versteht zu leben«, sagte die Agentin leise.

Lady Justine breitete die Arme aus. »Ihr könnt das ebenso haben. Statt euer Leben für diese merkwürdige, unsinnige UN zu Markte zu tragen.«

Die Paraforce-Agentin lächelte verbindlich. »Lady Justine, Sie haben vollkommen recht.«

Das Frühstück vollzog sich in gelöstem Plauderton, wobei Amanda darüber nachdachte, mehr Informationen über das Projekt zu bekommen.

So erkundigte sie sich eher beiläufig: »Lady Justine ...«

»Bitte nur Justine, Amanda«, kam es leise von der Lady und sie ergriff die rechte Hand der Agentin. Diese spürte, wie es da pulsierte und sie wusste: Joyce Marlow stand auf

Frauen.

Amanda verkrampfte sich leicht, aber sie wusste auch: Wenn sie eine Chance haben wollte, musste sie das Spiel mitmachen. Also lächelte sie vertiefter.

»Gut. Justine. Sie ... du nimmst doch nicht immer selbst die gefährliche Reise durch die Dimensionen auf dich. Du wirst doch beim Projekt gebraucht. Wenn da dann was schief läuft, ich meine ...«

Justine lachte nur herzlich auf. »Nein, nein! Nur wenn es unabdingbar ist. Wir haben da einen sehr zuverlässigen Kurier.«

Dann wechselte sie wieder das Thema.

Nach dem ausgiebigen Frühstück erhob sich Justine. »Ich muss für einen Sprung ins Labor.« Sie schaute Amanda ernst an. »Ich bitte dich, kein unsinniges Unternehmen zu starten. Die Ausgänge sind elektronisch überwacht.« Mit diesen Worten verschwand sie in ihren separaten Wohnbereich.

Wenig später durchquerte sie in der schwarzen Uniform wie eine moderne Domina den Raum zum Ausgang.

Amanda lehnte sich seufzend zurück. Dabei fixierte sie den Raum. Sie entdeckte eine kleine Überwachungskamera modernster Bauart des 21. Jahrhunderts in einer Ecke. Die Agentin ging davon aus, dass sie beobachtet wurde. Also ging sie zum Bücherregal. Dort fand sie zu ihrem Erstaunen moderne Literatur und nahm sich ein Buch. Ganz auf ihre Realzeit wollte Justine wohl doch nicht verzichten.

Amanda saß wohl eine halbe Stunde auf der Couch und las scheinbar, da öffnete sich die Tür zum Salon und ein junger Offizier trat ein. Er grüßte militärisch und fragte leise: »Darf ich Frau Harris stören?«

Die Agentin sah auf. Lächelnd antwortete sie: »Sicher.«

»Frau Stabsfeldwebel Marlow bittet Sie ins Labor.«

Amanda zog unwillkürlich die Augenbrauen hoch.

Labor ... bittet ...

Nun denn!

Amanda erhob sich und ging auf den Offizier zu. Der schaute leicht irritiert auf ihre nackten Füße.

Die Agentin klopfte ihm auf die Schulter. »Machen Sie sich nichts draus!«

Mit dem ihr bekannten Fahrstuhl ging es abwärts. Es gab keine Etagenangaben, aber Amanda rechnete, dass es wohl mindestens acht Stockwerke nach unten ging.

Im Angesicht der »Glocke«

Justine empfing Amanda freundlich.

Die Agentin staunte. Das Labor glich eher einer Kommandozentrale.

Vor einer gigantischen Glaswand standen mindestens dreißig hochmoderne Flachbildmonitore. Frauen und Männer in weißen Kitteln saßen davor. Daten wurden eingegeben. Eine unabsehbare Menge von Zahlenkolonnen zeigte sich auf einer Großleinwand.

Was Amanda aber einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ, war das überdimensionale Gebilde in einer Halle hinter der gläsernen Front. Mindestens achtzehn Meter hoch und an der Grundseite acht Meter im Durchmesser.

Gewaltige, Oberschenkelstarke Stahlseile fixierten das Gebilde. Es glich einer Glocke.

Justine, die Amandas flackernden Blick bemerkte, erklärte: »Das ist unser Zeitreaktor. Er erzeugt ein Giga-Zeitfeld, das man um den gesamten Erdball schicken kann. In zwei Tagen startet das Experiment.«

Amanda benötigte eine gewisse Zeit, um das zu realisie-

ren. Im Kopf jagten Hunderte von physikalischen Grundformeln durcheinander.

Endlich erwiderte sie frostig: »Ist dir klar, welchen Riss du in das Raum-Zeit-Gefüge schlägst? Planeten könnten damit sogar aus ihren Bahnen geworfen werden!«

Lady Justine nickte. »Die Gefahr ist da. Aber bald werden wir das mit einem Spezialprogramm kontrollieren.« Sie winkte ab. »Ein paar Sturmfluten wird es geben und Städte wie Hamburg oder auch New York könnten verschwinden, aber was macht es?!«

Amanda schnappte nach Luft. »Das nimmst du so in Kauf?«

Justine hob die Schultern. »Es geht um Großes! Wir werden erst das gesamte Zeitalter zurücksetzen und Ordnung schaffen, danach um einen Tag in die Zukunft. Die Regierungen werden überrumpelt.«

»Oder die ganze Erde wird zerstört.« Amanda flüsterte es.

Lady Justine winkte ab. »Keine Sorge! Übermorgen fahren wir den Meiler langsam hoch.«

Amanda runzelte die Stirn. »Was ist mit deinem Kurier? Fährt er nicht schon mit dieser Maschine?«

Nun lachte Justine laut auf. »Aber Herzchen!« Sie deutete auf einen Stahlschrank. »Dazu gibt es die Mini-Ausführung. Allerdings ist sie nur begrenzt nutzbar. Maximal zehn Jahre in mehreren Etappen. Das Gerät benötigt immer eine achtstündige Aufladepause. Und es transportiert nur eine Person. Aber das hier«, sie zeigte auf die Glocke, »ist die wissenschaftliche Meisterleistung!«

»Wer hat überhaupt die Formel entwickelt?«

Justine drehte sich wieder zu der Fragestellerin um. »Einstein und ich. Das heißt ... auch Lady Joyce Coventree. Ohne es zu wollen.«

Justine nahm die Agentin freundlich in den Arm. »Du wirst übermorgen dabei sein und meinen Triumph über die dekadente Gesellschaft mit mir genießen.«

Dann wandte sie sich an einen vor ihr sitzenden Techniker. »Professor Gruner, leiten Sie den Countdown ein!«

Die nächste Anweisung ging an eine junge Frau, die eben verschiedene Lochstreifen auswertete. »Dr. Jung, leihen Sie Frau Harris Ihre Schuhe. Sie trägt Größe einundvierzig wie Sie.«

Zehn Minuten später saßen Amanda und Justine in einem Kübelwagen und fuhren in den Ort. Sie landeten in einer kleinen verräucherten Kneipe. Dort hielten sich noch zwei Männer und eine Frau in schwarzen Uniformen auf. Justine dirigierte die Agentin an einen runden Tisch in der Ecke und winkte den anderen Personen zu, sich zu setzen. Sie kamen mit ihren Getränken herüber. Lady Justine bestellte zwei Bier. Dann stellte sie anderen vor. »Das hier ist Amanda Harris – Engländerin und für einen Geheimdienst tätig.«

Das Bier kam.

Amanda bemerkte, wie sich die Augen der anderen etwas verhärteten. Lady Justine erklärte dann mit harter Stimme: »Frau Harris wird mit uns zusammenarbeiten. Sie kennt gewisse Zusammenhänge und hat Verbindungen. Sie wird übermorgen mit unserem Spezialkurier zusammen reisen und etwas Wichtiges erledigen.«

»Was wird das sein, Frau Stabsfeldwebel?«, erkundigte sich der Blonde, den Lady Justine als Oberst Gauweiler angesprochen hatte.

»Sie wird den zukünftigen amerikanischen Präsidenten und Leiter des später in die Geschichte eingehenden D-Days erschießen.«

Amanda glaubte, ihr Herz müsse stehen bleiben.

Dieses ausgekochte Luder!

Sie ahnte genau, was Justine im Schilde führte. Sie – Amanda – würde Eisenhower aus dem Weg räumen. Der D-Day würde niemals stattfinden. Amanda würde allerdings auf der Strecke bleiben.

Heilige Scheiße!, durchzuckte es die Agentin.

Höllische Planung

Am Abend, in der Wohnung, ließ Justine ein ausgesuchtes Essen auffahren.

»Ich soll also wirklich Eisenhower umbringen«, murmelte Amanda.

»Damit ist der Weg frei für das fest etablierte Reich. Und wenn das einer kann, dann du!«

Amanda versuchte sich innerlich zu beruhigen und analytisch zu denken. Sie wusste auf alle Fälle, wo sich die kleine Zeitmaschine befand. Sie musste ihrer habhaft werden.

Doch wie?

Sie konnte nicht ahnen, dass Joyce Coventree zur gleichen Zeit eine Kopie des Gerätes in der Hand hielt. Sie ging damit ins Labor. Niemand außer ihr befand sich mehr hier. Sie zog eine Schublade unter verschiedenen physikalischen Geräten auf und entnahm ihr einen hochmodernen Laptop. Außer ihr wusste niemand von dem Gerät.

Sie aktivierte diverse Dateien und stellte dann eine Verbindung zwischen Laptop und der Maschine her. Das Ding sah aus wie eine etwas breitere Ausführung moderner TV-Fernbedienungen.

Nun platzierte sie noch einen kleinen schwarzen Stick an dem PC. Den Stick hatte sie wie ein Schmuckstück um den Hals getragen. Niemandem war er aufgefallen. Wie auch?!

Die Wissenschaftlerin arbeitete konzentriert eine Stunde lang, dann packte sie alles wieder sorgfältig weg.

Den Schlüssel zum Stahlschrank versenkte sie in ein ovales Medaillon. Auch das trug sie an einer sehr reißfesten Kette um den Hals.

Das Licht im Labor erlosch. Wenig später betrat Joyce Coventree die einsame Straße. Regenwasser glitzerte auf dem Blaupflaster.

Den hundert Meter entfernten Mercedes sah sie aus den Augenwinkeln. Sie wusste, dass die Gestapo sie beschattete.

Ohne Eile, aber trotzdem zügig, ging sie zu ihrem Fahrzeug. Der alte *Horch* stotterte bei der Magnetzündung etwas, doch dann lief er rund. Sie lenkte das Fahrzeug auf die Ausfallstraße und fuhr dann bewusst erst in eine völlig andere Richtung als zu dem Haus. Die Gestapo kannte es nicht und sie würde diese auch nicht dort hinführen.

Sie hielt in einem Vorort vor einem Gasthaus. Zwar wurde es hier auf dem Land nicht so gern gesehen, wenn Frauen allein ein Lokal betraten, aber Joyce störte das nicht. Sie betrat das verräucherte Lokal, fand einen Tisch – etwas vor Blicken geschützt – und nahm dort Platz.

Nach einiger Zeit kam der Wirt.

Joyce lächelte. »Guten Abend. Ich bin auf der Durchreise und mein Wagen streikt. Haben Sie vielleicht eine Übernachtungsmöglichkeit?«

Der Blick des dicken Wirtes wurde weicher. »Sicher doch. Ist nicht das Grand Hotel, aber sauber.«

Wenig später legte er Joyce einen Schlüssel auf den Tisch. »Zweiter Stock. Leider kein Aufzug.«

Joyce bedankte sich und bestellte ein Abendessen.

Irgendwann kam ein Mann in Zivil in das Lokal. Er sprach kurz mit dem Wirt. Joyce konnte es nicht verstehen, aber sie merkte, dass der Wirt kurz zu ihr herüber sah. Der Mann bedankte sich und ging wieder.

Nach dem Essen ging Joyce auf das Zimmer. Sie schaute hinaus. Das Fenster war zum Hof gerichtet. Es gab eine Regenrinne und ein Flachdach eines Anbaus.

In Joyce keimte ein verrückter Plan.

Zu dieser Zeit saßen Lady Justine und Amanda auf der gemütlichen Couch. Justine hatte der Agentin ein wunderschönes blaues Hauskleid gegeben. Sie selbst trug ein grünes.

Justine hatte die Schuhe abgestreift und die Füße auf die Couch gezogen. Beide rauchten. Auf dem kleinen Tisch standen zwei Gläser und eine Flasche edlen Weines.

Plötzlich spürte Amanda den warmen Fuß von Justine an ihrem bloßen Arm. Streichelnd und dann langsam höher zum Hals fahrend.

Die Agentin versteifte sich. Aber sie wusste auch, dass es eine Chance gab, aus der Situation an sich einen Ausweg zu finden. So ging sie scheinbar auf das Spiel ein. Sie lächelte Justine an.

Diese streckte langsam das Bein aus und flüsterte: »Zieh mir die Strümpfe aus. Bitte.«

Amanda bemerkte, dass die Lady höchst moderne halterlose Seidenstrümpfe trug. Ihre Hände glitten an Justines Oberschenkeln entlang zum Ansatz des rechten Strumpfes. Die Lady schloss die Augen und Amanda spürte das Zittern.

Wenn es ihr bisher nicht klar war, dass Justine lesbisch war – jetzt war es Gewissheit.

Amanda schloss kurz auch ihre Augen. All right! Sie würde es der Dame besorgen!

Langsam, zentimeterweise zog sie den Strumpf herunter. Dann sanft über die Ferse und über die Zehen. Dann nahm sie beide Hände, führte den nun nackten Fuß an ihre Lippen und küsste die Zehen und dann intensiv die Sohle.

Justine reckte sich wohlig, ihre Lippen bewegten sich mit geschlossenen Augen. Amanda zog ihr ebenso sanft den zweiten Strumpf aus.

Dann rutschte sie auch mit ihren Beinen auf die Couch und widmete sich ganz den Füßen ihrer Gastgeberin.

Irgendwann tasteten Justine Marlows Hände zu Amandas Füßen, zogen sie an sich und bedeckte diese ihrerseits mit Küssen.

Die Agentin hoffte, dass sich außer ihnen niemand weiter im Haus aufhielt, als Lady Justines Orgasmusschrei durch die Räume hallte.

Das war der Moment, in dem Joyce sich ihrerseits von den zerrissenen Strümpfen nach der Kletterpartie trennte und wieder in ihre Schuhe schlüpfte. Dann lief sie über die kleine Wiese zu dem angrenzenden Feldweg und tauchte bald in einem Wäldchen unter.

Nach einer Stunde Fußmarsch erreichte sie die Rückseite des Instituts durch eine Lücke im Drahtzaun. Sie besaß einen Schlüssel zur Kellertür. Niemand hielt sich hier im Hof auf.

Das Schloss der Kellertür knirschte. Es war lange nicht benutzt worden. Im flackernden Licht eines Streichholzes

bahnte sich die Institutsleiterin einen Weg durch Gerümpel und abgestellte Laboraggregate zum Treppenhaus. Hier musste sie vorsichtig sein. Man wusste nicht, wo die Gestapo Wachen postiert hatte. Barfuß erreichte sie lautlos ihr Labor.

Sie machte kein Licht. Der Widerschein der Straßenlampen reichte eben aus, nirgendwo anzustoßen. Aber die Wissenschaftlerin kannte sich ja aus. Sie schloss den Stahlschrank auf. Vorsichtig entnahm sie die Zeitmaschine.

Sie wirbelte herum, als sie das grünliche Schimmern bemerkte. Innerhalb der Korona materialisierte sich halb eine Gestalt.

»Sie?«, kam es krächzend und überrascht über Joyces Lippen.

»Helfen Sie mir!«, kam es hohl und fast verweht. »Ich stecke in einer Zeitschleife fest.«

Joyce brauchte eine Minute, um das zu begreifen. »Wie ist das passiert?«

Doch da löste sich die Gestalt auf und das Licht erlosch.

Verunsichert stand die Wissenschaftlerin da – doch dann gab sie sich einen Ruck.

Auf Umwegen und mit dem Fahrrad hatte sie das Haus erreicht, in dem sie untergeschlüpft waren.

Amanda war nicht da.

Joyce musste nicht Hellseherin sein, um sich zu sagen, dass die Agentin nicht aus dem Kloster herausgekommen war. Möglicherweise auch erwischt wurde.

Sie musste zum Kloster an den Mondsee.

Zu der Zeitmaschine steckte sie eine Pistole 08 in den Lederbeutel.

Ihr Plan war es, acht Jahre in die Vergangenheit zu gehen, als das Kloster frei zugänglich war.

In diesem Moment befand sich Lady Justine Marlow im absoluten Orgasmustaumel. Die Augen geschlossen, sich im Intimbereich reibend, stöhnend, aufjaulend ...

Während Amanda ihr unaufhörlich die Fußsohlen leckte, griff sie mit einer Hand zum Tisch. Sie erfüllte die Weinflasche und ... schlug zu!

Dass die Kamera etwas aufzeichnen würde, bezweifelte die Agentin, denn mit Sicherheit wollte Justine ihre geheimen Liebesspiele nicht dokumentiert haben.

Amanda sah das Blut aus der Platzwunde am Kopf der Lady langsam über die rechte Wange laufen. Sie schob deren Füße zur Seite und erhob sich. »Tut mir leid. Es geht nicht anders«, flüsterte sie.

Wenig später hatte sie Justine Marlow mit zwei Gardinenschnüren fest *verpackt* und in deren Schlafzimmer gebracht. Sie deckte sie zu und schob ihr einen Strumpf als Knebel in den Mund. Sie sah sich um. Da hing die schwarze Uniform. Amandas Blicke saugten sich an einem blonden Haarteil fest.

Zwanzig Minuten später hätte man die Agentin in der SS-Uniform kaum wiedererkannt.

Vorsichtig verließ sie die Wohnung.

Keine Ordonnanz, keine Wachen auf dem Flur ... die Lady wollte ihre Fetisch-Spiele genießen.

Allein!

Amanda schob die Uniformmütze tiefer in die Stirn. Man sah nur das Blondhaar. So bestieg sie den Lift und fuhr nach unten. Sie hatte sich vergewissert, dass die großkalib-

rige Pistole geladen war.

Unten im Gang verharrte sie kurz, dann ging sie mit energischen Schritten in die Richtung des Kontrollraums der Glocke.

In diesem Moment begann vor ihr das Bild milchig zu werden. Die Konturen verschoben sich. Amanda musste Halt suchen, um nicht zu stolpern. Das Ganze brauchte wohl nur zwei, drei Sekunden, dann kehrte die Normalität ein.

Was war das?, durchzuckte es sie.

Sie vernahm leicht aufgeregte Stimmen aus dem Kontrollraum. Die beiden Wachen an der Tür blickten auch irritiert, dann nahmen sie Haltung an.

Amanda betrat den Kontrollraum. Ein Mann, den Justine als Professor Gruner angesprochen hatte, blickte nur kurz von seinem Computer auf.

»Countdown läuft, Frau Stabsfeldwebel. Ich fahre eben ein schwaches Zeitfeld hoch.«

»Ausgezeichnet!«, schnarrte Amanda.

»Feld hat fünfzehn Prozent.«

»Schneller hochfahren!«, schnarrte Amanda im Kasernenhofton.

Gruner zuckte zusammen. »Das geht nicht! Da könnte etwas Unkalkulierbares ...«

»Ist das Befehlsverweigerung, Herr Professor?« Eisig kam es über Amandas Lippen.

Gruner zuckte und schob mit zitternder Hand den Pegel höher.

»Na also«, kam es versöhnlich von der Agentin.

»Ich mache aus wissenschaftlicher Sicht darauf aufmerksam, dass wir das noch nicht getestet haben.«

»Das tun wir ja jetzt«, kam es trocken. »Der Reichsmarschall erwartet in einer Stunde Ergebnisse.«

Der Pegel stieg auf 40 Prozent.

»Wie lange bis hundert?«, fragte Amanda ruhig.

Von Gruner kam es heiser: »Etwa zwei Stunden.«

»Eine! Ich hatte mich doch eben deutlich ausgedrückt.«

»Aber ...« Hilflös hob der Professor die Arme.

»Sollte Ihre Stelle hier vakant werden?« Amanda sagte das im Plauderton.

Gruner erhöhte die Energie. Um die Glocke begann es leicht zu flimmern. Die Korona baute sich auf.

Da wurde die Labortür mit Schwung geöffnet. Amanda vernahm Stiefel-Getrappel und das Klacken von MPi-Sicherungsflügeln.

»Das ist nicht Frau Marlow! Das ist ein Spion!«, rief eine Basstimme.

Amanda wirbelte herum. Mindestens acht Maschinenpistolen waren auf sie gerichtet.

Gruner sprang von seinem Pult auf. Amanda versetzte ihm rückwärts einen Tritt, dass er auf die Tastatur des PCs fiel. Seine rechte Hand knallte auf den oberen Bereich der Tasten. Amanda riss Gruner an sich, und ehe sich die Soldaten versahen, hielt sie ihn wie einen Schutzschild vor sich.

»Wenn Sie jetzt schießen, fliegt hier alles in die Luft!«, schrie sie den Hauptmann an.

Dessen Gesicht wurde kreidebleich.

Gruner wandte in Amandas Griff den Kopf zum Bildschirm. »Oh Gott!«, schrie er.

Amanda hielt ihn eisern fest. Mit einer Hand zog sie die Pistole aus dem Futteral.

Da begann der Untergrund zu beben. Die Soldaten hatten genug damit zu tun, um nicht den Halt zu verlieren.

»Wir müssen stoppen!«, schrie Gruner.

Die ganze unterirdische Halle wurde in grelles, grünli-

ches Licht getaucht.

Amanda schaute über die Schulter zur Glocke. Diese schien plötzlich transparent zu sein.

Aber noch etwas geschah!

Mitten in dem Licht erkannte Amanda etwas wie ein Hologramm: Joyce Coventree.

Sie hielt etwas in der Hand.

Da ratterte unkontrolliert eine MPi los. Die Scheibe des Kontrollraums zerbarst. Glas flog wie Schrapnells umher. Zwei Soldaten knickten schreiend ein. Lange gläserne Splitter ragten wie Speere aus ihren Körpern.

Da sauste Amanda erneut ein Kugelhagel um die Ohren.

Sie sprang durch das kaputte Fenster in den Raum.

Da sah sie, wie Joyce ihr etwas zuwarf.

Die kleine Zeitmaschine.

Amanda fing sie auf. Sie sah die Leuchtdioden.

Das Jahr.

Sie drückte START.

Greller, grüner Nebel hüllte sie ein. Sie stürzte in einen Abgrund. Vernahm Sphärenklänge. Dann Schreie, Geschosse wirbelten um sie ... dann ... Stille.

Das Nächste, was sie vernahm, war Meeresrauschen.

Amanda fühlte Sand zwischen den Fingern. Vorsichtig öffnete sie die Augen. Sie lag an einem wunderbaren Strand.

Langsam richtete sie sich auf. Auf den Lippen schmeckte sie Salz.

Langsam wanderte ihr Blick. In weiter Entfernung erkannte sie moderne Hochhäuser.

Mühsam kam sie auf die Beine. Ein Ärmel der schwarzen Uniform war zerrissen. Die Mütze schwamm in der Brandung.

Amanda klopfte sich den Sand von der Uniform. Etwa

hundert Meter weiter spielte eine Gruppe junger Leute Volleyball.

»Na – Kostümfest gefeiert?«, meldete sich da hinter ihr eine amüsierte Stimme.

Die Agentin drehte sich langsam um und sah in das Gesicht einer jungen Frau. Irgendwie kam es ihr bekannt vor.

»Ja, so ähnlich«, erwiderte Amanda etwas unsicher.

»Na ja«, kam es zurück. »Old Germans sind ja im Moment in.«

Amanda lächelte verunglückt. »Ich glaube, ich habe einen Whisky zu viel gehabt.«

Ihr Gegenüber lachte herzlich. »Das kenne ich! Kommen Sie doch rüber zu uns. An der Strandbar gibt es die passende Medizin.«

Amanda zog die lädierte Jacke aus und nahm die Krawatte ab. Sie schlenderten zu der Bar mit Bambusdach hinüber. »Ich heiße Eileen. Eileen Sheern.«

Amanda zuckte merklich zusammen.

»Was ist?«, fragte die junge Frau irritiert.

Amanda fing sich und grinste. »Welches Datum haben wir?«

»Ha! Schwester! Hast wirklich einen zu viel gehabt.« Sie nannte das Datum.

Amanda aktivierte ihr im Moment etwas träges Gehirn. Es war zwei Tage vor Eileens Ermordung.

Aber dies war nicht England.

Amanda stellte es bald fest.

Miami!

Verflucht! Wieso? Und weshalb war Eileen in Miami? Da stimmte was nicht!

Die Runde an der Strandbar entwickelte sich lustig. Eine muntere Gesellschaft. Bis einer der Jungs Eileen sanft am Arm ergriff und raunte: »Der Flieger wartet.«

Eileens Gesicht wurde auf einmal sehr ernst. Sie nickte und beide schoben ab.

Amanda fragte den Keeper so beiläufig wie möglich: »Wieso haut sie einfach ab?«

Der winkte ab. »Passiert öfter.«

Die Agentin machte ein paar Schritte zur Seite und konnte die Strandpromenade einsehen. Eben fuhr ein schwarzer Van ab.

Amanda musste die Klamotten loswerden. Geld hatte sie nicht. Also schlenderte sie hinter der Bar an den Wasserski-Ständen vorbei. Einer war verwaist, weil der Betreiber eben am Strand jemanden am *Waterbob* einwies.

Nur zwei, drei Minuten später verließ die Agentin in einem orangenen Strandkleid den Stand und lief Richtung Straße.

In einer Telefonzelle wählte sie über »R« die Nummer von Scotland Yard in London.

Tatsächlich nahm man den gebührenpflichtigen Ruf an. Es meldete sich die Zentrale. Paraforce in New York rief sie bewusst nicht an, da sie nicht sicher sein konnte, wer mithörte.

»Amanda Harris. Bitte Sir Miles. Rasch!«

Das Mädels in der Zentrale zögerte etwas. Da setzte Amanda nach: »Es ist wirklich dringend!«

»Moment«, kam es zurück. Amanda vernahm ein Klicken. Vermutlich schaltete sich die Überwachung des Yards ein. Dann erklang die Stimme von Sir Miles.

»Miss Harris?«, kam es zögerlich.

»Sir – keine Zeit für lange Fragen. Ich sitze in Florida fest. Informieren Sie Blackstone über sichere Leitung. Ich warte auf einen Kurier am ...« Sie nannte das Café gegenüber und hörte den schweren Atem von Miles. »Ja, in Ordnung!«

Amanda legte auf und suchte sich einen Platz, der sich hundert Meter von der Telefonzelle entfernt befand und von dem aus sie das Café beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Es brauchte nur zwanzig Minuten, bis ein unauffälliger Wagen neben der Telefonbox hielt. Ein Mann stieg aus. Er sah sich um und ging dann zu dem Telefon. Amanda wusste, dass hinter den abgedunkelten Scheiben ein Agent saß, der seine Waffe schussbereit hielt.

Der Mann stieg wieder ein und der Wagen fuhr an. Er würde irgendwo parken.

Ein Taxi hielt vor dem Café.

Eine Frau stieg aus.

Amanda kannte sie. Blackstone hatte sie ihr mal kurz in der Zentrale vorgestellt.

Ximena Cortez – eine Topagentin mit besonderen Fähigkeiten. Man konnte sie schon als Mutantin bezeichnen. Wenn Paraforce sie schickte, dann gab es eine Chance für Amanda.

Langsam überquerte sie die zweispurige Straße. Auf dem Mittelgrünstreifen blieb sie erst einmal stehen. Sie wollte schon weiter gehen, als ihr ein Van auffiel.

Bullshit!, durchzuckte es Amanda. Der Van gehörte sicher nicht zu Paraforce. Also hatte man entweder das Telefon abgehört oder jemand war Ximena auf den Fersen. Letzteres hielt Amanda aber für nicht wahrscheinlich.

Der Van hielt fünfzig Meter vor dem Café.

Die Agentin ging alle Möglichkeiten durch. Sie musste in das Café. Egal wie!

Sie band ihr langes schwarzes Haar zu einem Knoten. Das blonde Haarteil hatte sie irgendwo am Strand bei der Materialisierung verloren.

Gemächlich wie eine Touristin näherte sie sich dem Café-

Eingang.

Ximena stand vor der Theke und schaute sich um. Amanda trat durch die geöffnete Tür. Sie ging scheinbar suchend auf den metallblinkenden Tresen zu und kam so bis auf einen halben Meter an Ximena heran.

Die aus New Mexico stammende Paraforce-Agentin wandte sich nicht um, sondern sagte nur leise: »Was ist los?«

Amanda wollte schon etwas antworten, als sie aus den Augenwinkeln den Van sah. Mit einem Panthersatz sprang sie auf Ximena los und riss diese zu Boden. Da jagte auch bereits die MPi-Salve in das Strandcafé. Glas splitterte, Gläser katapultierten quer durch den Raum, Gäste schrien auf. Die Pneus des Van draußen quietschten.

Eine Staubwolke überzog den Raum.

Amanda hustete.

»Mierda!«, stieß Ximena aus. »Was war das?«

Amanda rappelte sich hoch. »Jemand hat was gegen mich.«

»Den Eindruck habe ich auch«, kam es trocken.

Amanda schüttelte ihr nun wirres Haar. »Lass uns erstmal verschwinden!«

Sie huschten durch Seitengassen davon und nahmen nur entfernt das Jaulen der Polizeisirenen wahr.

Endlich erreichten sie ein kleines italienisches Restaurant. Sie ordneten ihre Kleidung etwas, dann traten sie ein.

»Ich kenne den Besitzer«, flüsterte die Frau aus New Mexico. »Hier sind wir sicher.«

Zehn Minuten später – bei einem Glas Rotwein – sah Ximena ihr Gegenüber ernst an. »Miles in London hat sofort die *heiße* Leitung aktiviert. Er war misstrauisch. Du rufst nie über *R* an. Außerdem hatte er dich nicht für einen Fall aktiviert. Paraforce auch nicht. Es hätte eine Falle sein kön-

nen.«

Amanda nahm einen Schluck Wein. »Die Sache ist heiß und Miles wird sich erst in zwei Tagen mit dem Fall befassen. Es ist noch nicht passiert.«

Ximena blickte fragend. Amanda gab einen kurzen Bericht.

Die Frau aus New Mexico lehnte sich zurück und blickte Amanda staunend an. »Also ...«, begann sie, »wäre ich nicht bei Paraforce, ich würde dich als übergeschnappt eintüten!«

»Würde ich auch!«, kam es von Amanda. »Aber feststeht: Wir müssen den Mord verhindern und herausfinden, was Eileen mit dem von 1938 gesteuerten Experiment zu tun hat. Findet es statt, entsteht das absolute Chaos.«

Ximena beugte sich vor und stützte die Ellenbogen auf die Tischplatte. »Aber du hast diese ... Glocke zerstört.«

Amanda schüttelte den Kopf. »Vermutlich nicht. Im Moment ist es noch nicht geschehen. Wir befinden uns im absoluten, nicht erklärbaren Zeitparadoxon. Führt Justine Marlow das Zeitfeld vor meinem Anschlag hoch ... du kennst die Theorien der Parallelereignisse ... und startet ihr Vorhaben ...«

Ximena nickte. »Ein Teufelskreis! Okay – ich kümmere mich um die Dame. Hast du ein Telefon?«

Amanda lachte freudlos auf. »Nicht mal Kleidung oder einen Dollar.«

»Wo ist diese Zeitmaschine?«

»Irgendwo im Nirgendwo.«

Ximena presste die fein geschwungenen Lippen zusammen. Dann stand sie vom Tisch auf.

»Paolo!«

Die Zeitbombe tickt

Seit einem vollen Tag hing Amanda in dem Zimmer der kleinen Pension fest, die Paolo ihr besorgt hatte. Ximena hatte sie mit Geld und Kleidung versorgt. Nun wartete Amanda unruhig auf eine Nachricht der Agentin.

Da fiel der Blick der Agentin auf eine zerfledderte Ausgabe der *Florida Tribune*.

Air Wings übernimmt Geheimflüge

Hastig nahm Amanda das Blatt auf. Aus dem Artikel ging hervor, dass *Air Wings* im Auftrag der U.S. Army Flüge zum Transport von Top-Secret-Material zu einem Stützpunkt in Nevada ausführte.

Welches Ziel mit dem lapidaren Ausdruck *Stützpunkt* gemeint war, war für die Agentin aber unklar.

Es gab auch ein Foto von einer zweistrahligem, schwarz lackierten stromlinienförmigen Maschine.

Halb sah man am Rand des Fotos ein Gesicht. Die Person stand wohl auf einer Art Terrasse. Das Foto war mit einem starken Teleobjektiv gemacht worden. Das Foto war mit M.G. bezeichnet.

Die Zeitung war eine Woche alt.

Amanda zog ihre Schuhe an und verließ die Pension. Die Redaktionsanschrift der Zeitung hatte sie sich gemerkt.

Die *Florida Tribune* stellte nur eine kleine lokale Zeitung dar. Daher überraschte es, dass man so einen Artikel brachte.

Inhaber und Chefredakteur war eine Person. Charles Hebron – ein smarterer Mittvierziger.

Seine blauen Augen schienen immer zu lachen.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte er mit angenehmer Stimme aus seinem Ledersessel vor dem Computer heraus. Auf dem Bildschirm projizierte sich das neue Titelblatt der

Zeitung.

»Es geht um den Artikel vor einer Woche über *Air Wings*.«

Das Gesicht Charles Hebrons verfinsterte sich. »Sind Sie schon wieder von der Army?« Er stand langsam auf.

Amanda zog eine Augenbraue hoch. »Nein! Haben die schon genervt?«

»Was sind Sie dann? NSA? CIA?«

Die Agentin lächelte. »Weder noch. Es geht um das Foto. Die Person, die da ein Stück zu sehen ist ...Ich meine, eine alte Freundin aus Studienzeiten erkannt zu haben.«

Der Chefredakteur griff zu einer Zigarette. »Schöner Ansatz! Mein Fotoarchiv ist nicht hier. Aus gutem Grund!«

Amanda seufzte. »Hören Sie, ich habe wirklich ...«

Hebron winkte ab. »Geschenkt! Ich weiß nicht, weshalb das für euch Geheimnistuer so ein Problem ist?! Ihr streitet doch sogar ab, dass es den Stützpunkt gibt.«

Amanda sah sich in der kleinen hellen Redaktion um. »All right«, sagte sie dann. »Kommen wir ins Geschäft, wenn ich Ihnen exklusiv eine Bombenstory avisiere?«

Die Augen des Chefredakteurs wurden noch schmaler. Man merkte, wie es in ihm arbeitete. Ablehnung und Neugier lieferten sich einen Kampf. Endlich nickte er langsam. »Okay, kommen Sie mit nach hinten.«

Er schloss die Glastür ab und hängte das Schild *Geschlossen* davor.

Bald saßen sie in der Küche bei gutem Kaffee.

Eine Stunde später starrte Hebron die Agentin an, als habe sie etwas von einer Alien-Invasion erzählt. Mindestens sechs Zigaretten hatte er geraucht.

Endlich brachte er mühsam heraus: »Das soll ich jetzt glauben?«

Amanda blickte den Mann ernst an. »Tun Sie's oder las-

sen Sie's - es ist die Wahrheit und Sie haben es exklusiv. Vorausgesetzt, Sie helfen mir.«

Die Hände des Chefredakteurs zitterten, als er sich die siebente Zigarette anzündete.

»Okay, nehmen wir an, ich glaube den haarsträubenden Wahnsinn ...«

Amanda legte den Kopf etwas schief. »Dann?«

Hebron stieß hart die Luft aus. Dann stand er auf und verschwand im Nebenraum. Amanda hörte ihn mit Schlüsseln rasseln, dann wurde eine metallene Schublade geöffnet. Der Mann kam mit einer Kassette zurück und stellte sie auf den kleinen weißen Tisch.

In der Kassette befanden sich jede Menge Fotos. Er wühlte etwas, dann legte er ein Bild vor Amanda hin. »Das ist das komplette Foto.«

Die Agentin nahm es auf und schluckte. Dann fragte sie leise: »Wo ist das gemacht?«

»Airport Las Vegas, auf einem abgesperrten Flugfeld.« Er griff noch einmal in die Kassette und legte ein weiteres Bild auf den Tisch.

Amanda schloss die Augen, dann nahm sie auch dieses Foto auf. Sie glaubte nicht, was sie sah. Ein gewaltiges glockenförmiges Objekt auf einem Tieflader vor einer Halle. Hebron zog eine Ausschnittvergrößerung hervor. Es zeigte das Hinterrad des Tiefladers und klar das Gesicht einer Frau.

Eileen Sheern!

Die Paraforce-Agentin zählte eins und eins zusammen. Gerry Townsend war Spezialagent und Wachmann auf *Dreamland*. Eileen Sheern war - man sah es an der Uniform - Chief Master Sergeant.

Hatte Townsend die Frau doch umgebracht, weil sie ihm auf den Fersen war?

Es mochte aber auch ein anderes Szenario geben. Townsend hatte erkannt, welches Experiment vor sich ging und versuchte, es zu verhindern. Aber wieso kam Pinkerton ins Spiel?

Amanda dämmerte es.

Chief Master Sergeant Sheern gehörte zum *Dreamland*-Geheimdienst und benutzte Pinkerton als Tarnung. Jemand der internationalen Detektei hing in der Sache drin.

»Wie sind Sie an diese Fotos gekommen?«, wollte Amanda nun wissen.

Hebron kicherte. »Ich bin ziemlich nahe an *Dreamland* herangekommen. Beinahe hätte man mich erwischt.«

Er legte eine ältere Ausgabe der *Florida Tribune* vor die Agentin hin.

Erdbeben erschüttert Nevada und Florida

»Jedes Mal berichtete mir ein Freund, dass es im Bereich der geheimen Basis zu merkwürdigen Lichterscheinungen gekommen ist. Etwa fünf Stunden vor den Beben.«

Amanda runzelte die Stirn. »Woher weiß er das?«

Hebron richtete sich auf. »Er ist Ranger nahe dem Sperrgebiet. Die Auswirkungen liefen wie ein Strahl bis hierher.«

Er eilte wieder in den angrenzenden Raum und kam mit einer großformatigen Karte zurück. Dort war ein roter Strich eingezeichnet. »Zwei Punkte mit den stärksten Stellen.«

Amanda blickte angespannt auf die Karte. »Das sieht aus, als sei der Strahl hier, fünf Meilen vor der Küste, von etwas aufgefangen worden.«

Hebron bestätigte. »Ich bin mit dem Boot rausgefahren. Die Kompassnadel drehte sich dauernd. Das Magnetfeld hat sich verändert. Bis zu diesem Punkt. Und genau hier wollen zwei Fischer aufgewühltes Wasser gesehen haben.«

Amanda legte die Karte zur Seite.

»Ihre Meinung?«

Hebron gab einen harten lachenden Laut von sich. »Im Moment weiß ich nicht, was ich denken soll. Es ist wie ein Science-Fiction-Film. Aber ...«

»Aber?«

Hebron stand auf. »Ich kenne die Shows von Gerry Townsend und ich weiß, wo er wohnt. Im Moment wird er im Studio von TV-4 sein. Die wollen seine heutige Show übertragen. Wir könnten uns«, er zwinkerte mit dem rechten Auge, »seine Wohnung ansehen.«

Die Agentin lächelte. »Sie sind ein Mann, der mir gefällt!«

»Danke für die Primeln. Kommen Sie!«

Mit Hebrons Jeep fuhren sie quer durch Miami zu einem Außenbezirk. Vor einem Vier-Familienhaus hielt der Redakteur.

Er deutete aufwärts. »Da oben wohnt Gerry.«

Als der Redakteur aussteigen wollte, hielt Amanda seinen Arm fest. »Wie gut kennen Sie Gerry Townsend?«

Hebron lächelte. »Oh ... seit der Schulzeit.«

Amanda staunte. »Was?«

»Wir waren zusammen auf der Highschool. Gerry und Ted.«

Die Agentin schluckte. »Ted? Wer ist Ted?«

Der Redakteur verdrehte die Augen. »Ich denke, Sie wissen alles. Ted ist Gerrys Zwillingbruder. Er ist bei der Army.«

Bei Amanda schien sich plötzlich alles zu drehen. Hebron runzelte die Stirn. »Was haben Sie?«

»Wissen Sie, wo Ted stationiert ist?«

»Klar! In Böblingen. In Germany. Dort ist das Hauptquartier der United States Marine Corps Forces Europe,

kurz USMARFOREUR.«

Amandas fotografisches Gehirn arbeitete auf Hochtouren. »Dort ist die *Akademie für Datenverarbeitung*. Offiziell eine Weiterbildungsstätte, wird aber auch von der CIA genutzt. Das heißt, von dort werden zentral Daten gesteuert.«

Hebron stutzte. »Sie meinen ...«

»Ich denke, Gerry kam seinem Bruder Ted auf die Schliche. Gerry wurde möglicherweise ausgeschaltet und ... Teufel! Wir suchen nicht Gerry, sondern Ted. Ted hat Gerys Rolle in der Öffentlichkeit übernommen. Aber weshalb brachte er Eileen um?«

Hebrons Gesicht wurde ernst. »Weil Ted Skrupel bekam und das Projekt sabotieren wollte.«

»Was wissen sie über D.X.G. 14?«

Hebron winkte lässig ab. »Das ist nur ein Eingabecode. Für was auch immer. Ich hab es auf Townsends PC gelesen!«

Amanda registrierte aber Unruhe bei Hebron. Daraus folgte sie, dass er damit etwas wusste, was besser niemand wusste.

Oben in der Wohnung überlegte Amanda laut: »Justine Marlow von *Air Wings* stellte sich der Zeitreise-Geheimoperation zur Verfügung. Sie besitzt Erfahrung mit Kraftfeldern und magnetischen Wechselwirkungen. Paraforce konnte zweimal Experimente verhindern, die der Erde gefährlich wurden. Aber nun hat sie der Größenwahn gepackt! Bei einer Zeitreise landete sie im von Nazis besetzten Österreich. Sie konnte nicht zurück. Aber es gelang ihr, Zugang zum IES-Institut in Salzburg zu bekommen. Mit welchen Verbindungen erschließt sich für mich noch nicht. Jedenfalls merkte sie schnell, dass die Deutsche Oberste Heeresleitung an der Unsichtbarmachung von Kampfflugzeugen arbeitete. Eine mögliche Geheimwaffe zum Gewinn

nen eines Krieges. In Berlin plante man die Weltherrschaft. Sie nahm Kontakte zu Oppenheimer und Einstein auf und zu einer aufstrebenden jungen englischen Physikerin. Lady Joyce Coventree. Durch Heirat mit dem diplomatischen Dienst gut vertraut und mit Kontakten zu britischen und amerikanischen Forschungsstellen. Auch diese Physikerin war besessen von der Beherrschung der Zeit. Sie hatte eine Grundformel entdeckt. Basierend auf Einsteins Theorien. Später beim *Eldridge-Versuch* wurde sie angewandt. Ted Townsend, der zwischen Deutschland und den Staaten oder besser zwischen Böblingen und *Dreamland* hin und her pendelte, berichtete irgendwann mal seinem Bruder Gerry von einem die Welt erneuernden Projekt. Jedenfalls entwickelte man in *Dreamland* die Ein-Personen-Zeitmaschine weiter. Aber es gab immer noch Unsicherheiten. Das Rückholen funktionierte nicht immer einwandfrei.«

Amanda machte eine Pause.

Hebron lachte rau. »Na – da wissen Sie mehr als ich.«

»Gerry, der auch als Agent in Area 51 arbeitete, hatte einen schlimmen Verdacht. Etwas, was ihm Angst machte. Ich denke, Ted kam durch Recherche von Geheimdokumenten im USMARFOREUR auf die Nazi-Versuche. Und auf interne Aufzeichnungen des IES-Instituts, dass die Leiterin Joyce Coventree dem britischen Secret Service – dem ihr Ehemann angehörte – von der Formel erzählte. Über einen Maulwurf gelangte die Information zum OHL in Berlin.«

Amanda lachte nun leise und bemerkte weiter: »Alles sehr clever. Die Formel musste irgendwo sein. Doch man fand sie nicht. Also wollte man einen Zeitsprung wagen, damit man durch diese Formel das Projekt in *Dreamland* ans Laufen bekam. Gerry Townsend, der zwar als Illusionist auftrat, verdiente seine Brötchen im Spezialwachdienst

im Geheimstützpunkt Nevada. Plötzlich quittierte er seinen Dienst und die Shows des ASTRONOMOS begannen. Er besaß einen Prototyp der Zeitmaschine. Da er Zugang als Sicherheitsmann in alle Labors besaß, konnte er irgendwann nicht widerstehen, das Gerät zu stehlen. Durch dessen Einsatz wurden seine Shows sensationell. Doch CIA und NSA kamen schnell dahinter. Ted ahnte wohl zuerst, wer hinter dem Diebstahl und dem Illusionisten steckte. Eileen Sheern, die zur *Dreamland*-Projektleitung gehörte, wusste, dass die Show über Pinkerton-Detektive abgesichert wurde. Sie wartete bei einer Englandtournee in Gerrys Hotel auf ihn. Sie wollte den Prototyp zurück. Bei dem Versuch brachte Gerry sie um. Aber Ted, der alles observierte, rief die Polizei. Anonym. War Gerry verhaftet, besaß er nun die einmalige Chance auf die Zeitmaschine. Gerry wurde auch nur Minuten nach dem Mord verhaftet. Man brachte ihn ins Untersuchungsgefängnis in eine Verhörzelle. Man hatte ihn grob nach Waffen untersucht, aber nichts gefunden. Die flache Zeitmaschine entging den Beamten zuerst. Das nutzte Gerry, um zu verschwinden. Aber es gab eine Panne. Gerry geriet in eine Zeitschleife. Ted tobte. Die CIA machte Druck bei Scotland Yard ...Aber was nützte es?«

Hebron machte ein paar Schritte zur Hausbar, ohne die Agentin aus den Augen zu lassen. »Es stimmt, was man über Ihren scharfen Verstand sagt, Miss Harris. Gerry war verschollen. Irgendwo im Zeitkontinuum. Zum Glück ließ sich die Maschine rekonstruieren und damit reiste Ted. Doch auch er hatte etwas Pech oder besser auch Glück. Er wurde zurückgeschleudert. Aber die Maschine blieb zurück.«

»Ja, in Salzburg«, erklärte Amanda.

Hebron schenkte zwei Whisky aus der Hausbar ein. »Wir

müssen einen Weg finden, Gerry zu helfen.« Hebron verhielt in der Bewegung. »Falls er nicht längst tot ist.«

»Ich glaube nicht, dass Sie sich einmischen!«, kam es eisig von der Tür her. Hebron wirbelte herum.

Das sah Amanda den Schatten hinter dem Sprecher. Ximena Cortez war schneller. Dumpf knallte der Schuss.

Amanda war aufgesprungen, aber ihre Paraforce-Kollegin ließ ihr keine Zeit zum Nachdenken.

»Raus hier! Die Army rückt schon an.«

Vorspiel der Apokalypse

Ximena und Amanda hatten es eben noch geschafft, sich in die kleine Pension zu retten.

»Verflucht!«, knurrte Amanda. »Wieso sind die so schnell unterwegs gewesen? Wo kam der Typ plötzlich her?«

Ximena nahm einen Schluck Rotwein. Dann meinte sie: »Irgendwer ist bestens informiert. Vielleicht wurde auch die Redaktion observiert. Jedenfalls ist jemand schon vor euch in der Wohnung gewesen.«

Das Handy der Agentin aus New Mexico meldete sich.

»Die Zentrale«, murmelte sie. Sie aktivierte das Gespräch und hörte aufmerksam zu. Dann entgegnete sie nur: »Hanentendido.Inscríbetenuevo.«

Auf Amandas Blick sagte sie: »Die Observatorien in Ohio und Alaska melden merkwürdige Lichtfrequenzen in der Stratosphäre.«

»Was heißt das?«

Ximena hob die Hände. »Kann man noch nicht erklären.«

Amanda legte sich auf das Bett. »Wir müssen die Show von Townsend beobachten. Wann Eileen Sheern auftaucht.«

Ximena stimmte zu. »Aber wir sollten uns bis dahin nicht

in der Öffentlichkeit sehen lassen. Du jedenfalls nicht!«

Was blieb Amanda, als sich zu fügen. Die Pension hatte man noch nicht ausfindig gemacht und sie hütete sich, ihr Mobiltelefon einzuschalten.

Die Mittagsnachrichten des nächsten Tages berichteten davon, dass der Chefredakteur der *Florida Tribune* in der Nähe des Strandes tot aufgefunden worden war. Man arbeitete gründlich.

Gegen den Rat Ximenas verließ sie durch einen Hinterausgang das Haus. Sie hatte zwei Ziele: die Redaktion und die Wohnung von Gerry Townsend.

Vorher suchte sie ein Kaufhaus auf. Dort erstand Amanda diverse Dinge. Unter anderem einen typischen Arbeitsanzug für Monteure.

Erst als sie sich völlig sicher war, nicht verfolgt zu werden, betrat sie im Schutze einer kleinen Gruppe ein Café unweit des Gebäudes, in dem die Redaktion der *Florida Tribune* untergebracht war. Immer noch hing das Schild *Geschlossen* an der Tür. Aber gegen vier Uhr am Nachmittag tauchte eine Frau auf. Sie besaß einen Schlüssel zu der Glastür.

Amanda wartete nur zehn Minuten, dann folgte sie im Arbeitsanzug der Unbekannten.

Die Tür zeigte sich wieder abgeschlossen, aber das war für die Agentin kein Problem. Die Vorhänge des großen Fensters zur Straße hatte jemand zugezogen. Sanft ließ Amanda die Tür einklinken. Aus dem Hintergrund vernahm sie Geraschel. Sie zog die Waffe aus dem Gürtel und schlich näher. Die Frau hatte sich über diverse Schubladen gebeugt.

Die Agentin lehnte sich lässig in den Türrahmen.

»Kann ich helfen, Lady Justine?«

Die Angesprochene fuhr herum und starrte Amanda an

wie einen Geist.

»Sie?«

»Ich«, kam es trocken. »Sie sind also im Besitz einer Zeitmaschine. Haben Sie diese in *Dreamland* selbst entwickelt?«

Da sich das Gesicht von Justine Marlow in ein einziges Fragezeichen verwandelte, erkannte Amanda, dass sich die Begegnung im Kloster Mondsee noch nicht in der Realzeit der Gegnerin abgespielt hatte.

Würde sie jetzt Justine ausschalten, würde das Experiment, welches unkontrolliert in Salzburg seinen Lauf genommen hatte, nicht stattfinden.

Aber was mochte dann passieren?

Amanda wurde der Entscheidung enthoben.

Der Boden begann zu vibrieren. Ein Teil der Decke des Gebäudes stürzte ein. Von außen vernahm die Agentin Entsetzensrufe.

Sie selbst verlor den Halt unter den Füßen und stürzte. Justine Marlow machte zwei gewaltige Sprünge und stob aus der Redaktion.

Das Beben hörte auf. Die Agentin rappelte sich hoch.

Als sie hustend die zersprungene Glastür erreichte, umfing sie das Chaos. Zahlreiche Gebäude waren zum Teil eingestürzt, andere wiesen Risse in der Fassade auf.

Da stand Ximena neben ihr. »Weg hier!« Sie zerrte Amanda zu einem kleinen SEAT. In rasender Fahrt ging es aus der Stadt hinaus. Unzählige Fahrzeuge der Ambulanz und auch Polizeiwagen kamen ihnen entgegen.

»Wohin?«, rief Amanda.

»Erst mal weg!«, kam die kurze Antwort.

»Was ist überhaupt passiert?« Amanda fuhr sich durch das wirre Haar.

Ximena schlug mit der rechten Hand auf das Lenkrad. »Es sah kurzfristig aus wie ein Schwarzes Loch. Vermut-

lich hat sich ein Zeitloch mit den Ereignissen in Salzburg, die du mir geschildert hast, verbunden. Das Raum-Zeit-Gefüge ist völlig durcheinander.«

»Was machen wir jetzt?«

Die Agentin aus New Mexiko bog in einen schmalen Weg ein, der zu einem Helikopter-Flugfeld gehörte.

»Es gibt nur eine Möglichkeit! Wir können nicht mehr abwarten, ob Townsend mit Eileen Sheern zusammentrifft, sie umbringt oder nicht. Du musst zurück und die Glocke zerstören. Vor dem Hochfahren des Zeitfeldes!«

Amanda sperrte Augen und Mund weit auf. »Heaven! Wie soll das gehen?«

»Das wirst du gleich sehen!«

Sie fuhren über das staubige Feld und hielten vor einer unscheinbaren Baracke.

»Komm!« Ximena stieg aus und deutete zu dem Holzbau. Amanda folgte und bald standen sie in einer Art Geräteschuppen. Ximena dirigierte die Agentin auf eine Plattform. Dann berührte sie einen Wandhaken, der einem Garderobenhaken nicht unähnlich war. Die Plattform setzte sich in Bewegung.

Abwärts.

Es ging schnell, aber nicht so, dass man den Halt verlor. Amanda schätzte die Fahrt auf hundert Meter. Dann umging sie helles Neonlicht. Sie standen mit der Plattform mitten in einem Raum, in dem es von technischen Geräten und Menschen in weißen Kitteln nur so wimmelte.

»Was ist das hier?«, wollte Amanda erstaunt wissen.

»Ein Teil einer Anlage, die wir aus Stanford hierher gebracht haben.«⁴

Amanda blickte irritiert.

⁴ Siehe Geisterspiegel-Serie: Timetraveller

»Es gab schon einmal ein ...«

Ximena winkte ab. »Aus Kostengründen eingestellt. Die Army weiß nichts davon. Aber wir müssen es jetzt noch einmal aktivieren, um die Welt zu retten. Du musst nach Salzburg zurück!«

Amanda straffte sich. »Wann?«

»Morgen früh um sechs Uhr ist Start.«

Wahnsinnseinsatz

Wieder an der Erdoberfläche atmete Amanda tief durch.

Ximena klopfte ihr auf die Schulter. »Wenn es einer schafft, dann Amanda Harris.«

In diesem Moment brach das Unheil los.

Es begann mit einem sanften, heißen Windstoß, der die Haare der beiden Paraforce-Agentinnen wehen ließ.

Dann vernahmen sie das leichte Pfeifen, das innerhalb von Sekunden zu einem Dröhnen anschwell.

Als sie es sahen, schrien beide auf.

Genau vor ihnen über dem Feld bildete sich ein großer Trichter. Von den bläulichen Außenwänden veränderte sich die Färbung nach innen zum tiefen Schwarz. Das Loch zog alles an wie ein Staubsauger. Die beiden Frauen spürten den immer stärker werdenden Sog. Ximena krallte sich an einem Gitter fest. Es knarrte bedenklich in der Verankerung. Freileitungen lösten sich von den Isolatoren und schlugen wie überdimensionale Peitschen kreuz und quer. Dabei wollte das begleitende Dröhnen die Trommelfelle platzen lassen.

Amanda, die sich an einem Verkehrsschild festhielt, wurden die Schuhe von den Füßen gerissen. Die Befestigungsstange des Schildes bog sich immer mehr.

Ein Knall!

Das Schild selbst wurde vom Mast abgesprengt und wirbelte, sich mehrmals in der Luft überschlagend, auf den Trichter zu.

Von einer Sekunde zur anderen war der Spuk vorbei.

Beängstigende Stille herrschte vor.

Nur das Durcheinander auf dem Platz und der umgestürzte Wagen zeigten auf, dass etwas passiert war.

Ximena rappelte sich vom staubigen Boden auf. Amanda rieb sich den rechten Ellenbogen. Sie war schwer von der Schildstange gestürzt.

»Verdammt!«, kam es gequält von Ximena. »Wir haben keine Zeit mehr. Das Projekt muss jetzt starten!«

Zehn Minuten später standen sie in dem Bunker unter der Erde. Professor Bellham kam auf Ximena zu. »Wir haben es aufgezeichnet. Einwandfrei ein Zeitloch. Wenn es größer auftritt, verschlingt es den gesamten Planeten. Florida verzeichnete eine Sturmflut und in zahlreichen Ländern haben Tsunamis schwere Schäden angerichtet. Blackstone stimmt einem sofortigen Zeitsprung zu. Aber wir benötigen noch eine Stunde. Eigentlich einen vollen Tag.« Er blickte Amanda an. »Sie gehen ein verdammt großes Risiko ein, denn ich kann für die Genauigkeit des Sprungs nur 78 Prozent Sicherheit geben.«

»Puh!«, machte Amanda. Dann entschied sie: »Egal!«

Ximena nickte. »Komm mit, du bekommst noch eine Sonderausrüstung.« Sie führte Amanda durch eine Anzahl von Stollen. Das nutzte die Agentin zu der Frage: »Ich hatte gehört, du unternimmst solche Art Reisen über eine magische Bibliothek.«

Die Paraforce-Agentin aus New Mexico bestätigte das. »Aber das ist in diesem Falle nicht möglich. Es ist aber keine Zeit für Erklärungen.«

Sie erreichten einen gewölbten, großen Raum.

»Wieso habt ihr die Station hier aufgebaut?« Amanda staunte über das unterirdische Tunnelsystem.

»Es gab mal ein langjähriges Reiseexperiment zu Parallelwelten. Es musste aber eingestellt werden. Paraforce hat aber weitsichtigerweise die Anlage vor der Verschrottung gerettet. Frag nicht! Ich weiß nicht mehr!«

Zwei Stunden später saß Amanda in einer Art geschlossenen Torpedo. Durch kristallisierende Wände konnte sie das Geschehen außen beobachten. Dampf stieg an verschiedenen Stellen auf und Warnlichter blinkten.

Bellham hatte sie genau eingewiesen. »Wir steuern hier alles, aber die Endlandung müssen Sie wie bei einem Flugleiter selber vornehmen. Ich hoffe, Sie rasen nicht in ein deutsches Jagdgeschwader und werden abgeschossen.«

Amanda war alles andere als wohl in ihrer Haut. Sie hatte einige Flugberichte »quer gelesen«, aber das half ihr wenig weiter. Normalerweise hätte sie ein mehrmonatiges Training gebraucht. Hier kam ihr aber ihr hoher IQ zugute und ihr fast fotografisches Gedächtnis.

Dann begann der Countdown.

Amanda versuchte, sich in dem Sitz zu entspannen. Die Hände lagen auf den Knien, sodass sie rasch den altmodisch wirkenden Steuerknüppel erreichen konnte.

»Ist eines der älteren Modelle«, hatte der Professor erklärt. »Aber zuverlässiger als die wenig getesteten Neubauten.«

»Neun, acht, sieben ...« Amanda hörte mehr unterbewusst unter dem Spezialhelm die seelenlose Computerstimme.

Der Schub, der ihren Körper in den Sitz presste, kam in seiner Stärke dann doch unvorbereitet. Die Agentin glaubte, alle Luft werde aus ihren Lungen gepresst. Sie sah rote Kreise und diffus eine Wand auf sich zu rasen. Dann Schwärze. Leises Sirren, grünliche Spiralen, plötzlich

Nachthimmel mit unzähligen Sternen.

Ihre Hände ergriffen den Steuerknüppel. Unter sich sah sie Salzburg.

Doch da kam ihr die Mahnung Bellhams ins Gedächtnis. Die Deutschen würden den Luftraum peinlichst überwachen. Rasch versuchte Amanda in tiefere Schichten zu gelangen. Da sah sie die glitzernde Platte des Mondsees.

Fünfundzwanzig Minuten später schaute sie auf die tiefe Furche, die der Gleiter im Sand des schmalen Strandes hinterlassen hatte. Sie würde keine Möglichkeit haben, diese Spur zu verwischen.

Vorne im Cockpit leuchteten mattrot Zahlen auf. Die Agentin öffnete rasch den Ausstieg, zog den kleinen Beutel mit sich und verschloss das Schott wieder. Dann lief sie geduckt auf den kleinen Hügel mit dem Buschwerk zu. Da bildete sich auch schon ein Lichtkreis um den Gleiter. Das eingebaute automatische Rückholprogramm sog den Torpedo wieder in den Zeitstrahl zurück.

»Du musst mit einer der vor Ort deponierten Zeitmaschinen zurückkommen«, klangen Ximenas Worte in Amandas Ohr.

Die Agentin schaute sich um.

Nun war sie auf sich allein gestellt. Das Datum der Spezialuhr zeigte ihr, dass sie genau elf Stunden vor dem letzten Ereignis hier angekommen war.

Wie einen Scherenschnitt sah sie das Kloster.

In ihrem schwarzen Tarnanzug verschmolz sie mit der Nacht. Am Eingang des Klosters brannten Fackeln in Halterungen. Als sie näher kam, erkannte sie sogleich, dass etwas anders war.

Konnten sich Ereignisse im Zeitstrom verschieben? Abändern?

Sie war Physikerin, aber in solchen Gebieten nicht die Ex-

pertin.

Von der Seeseite schlich sie näher. Sie bog um eine Buschinsel und warf sich spontan flach auf den Boden. Eine Soldatenpatrouille kam ihr entgegen. Sie hoffte inständig, dass sie nicht zu dem Bereich mit den Landespu- ren gelangen würden.

Als Amanda näher an das Kloster kam, bemerkte sie eine Unzahl von Soldaten.

Bullshit!, durchzuckte es sie. *Was für ein Aufgebot.*

Das konnte doch nur bedeuten, dass etwas Außerge- wöhnliches ablief.

Dann erkannte sie es!

Himmler war da!

In Amandas Kopf rasten die Gedanken. Das Experiment würde heute starten. Diese Nacht noch!

Wie ein Phantom huschte Amanda an dem elektrischen Zaun entlang. Sie fand einen umgestürzten Baum, den sie als Sprungbrett benutzen konnte. Sie nahm Anlauf.

Ein Doppelsalto, und federnd kam sie jenseits des Zau- nes auf. Sie blieb in der Hocke. Nichts regte sich.

All right! Weiter!

Zwischen dichtem Buschwerk und der Mauer eines ho- hen lang gestreckten Gebäudes schlängelte sie sich durch. Wenig später hatte sie aus den Einzelteilen in ihrem Ruck- sack das Katapult zusammengebaut. Der Pfeil mit dem dünnen Drahtseil sirrte aufwärts. Die Widerhaken des Pfeils verhakten sich im Mauerwerk unterhalb der Dach- rinne.

Die Agentin schloss kurz die Augen wie zum Gebet, dann surrte der Minilift aufwärts. Sie hangelte sich über die Dachrinne und wurde mit den dunklen Dachziegeln eins.

Liegend sondierte sie das Umfeld. Von jenseits des Ge-

bäudes vernahm sie Befehlsstimmen. Vermutlich ein starkes Wachbataillon. Sie holte den Miniaufzug ein.

Sie robbte weiter zum Dachfirst auf die mächtigen Kamine zu. Sie wusste, der zweitletzte führte in die Wohnung von Justine Marlow.

Den kleinen Lift an der starken Kaminwand zu installieren, brauchte zehn Minuten. Doch dann ging es abwärts in die Finsternis. Langsam, damit kein Ruß nach unten stürzte.

Mehrmals hielt Amanda an und lauschte.

Bald sah sie Licht. Ganz vorsichtig kam sie auf dem Grund des Kamins zwischen Kaminholzresten heraus.

Die Wohnung war verwaist.

Die Agentin verstaute ihr Gerät hinter einem weinroten, schweren Vorhang.

In der Wohnung hatte sich nichts verändert.

Amanda schlich zur Tür des Schlafzimmers von Justine.

Da lag die Uniform. Auf dem Frisiertisch das blonde Haarteil.

Aber wo war *Frau Stabsfeldwebel*?

Der Hieb traf sie so unvorbereitet, dass es nicht die geringste Abwehrmöglichkeit gab.

Amanda stürzte in einen unendlichen schwarzen Schacht.

Die Gehilfen des Satans

In ihrem Kopf schien sich ein ganzes Flugzeuggeschwader zu befinden.

Es dröhnte in ihren Ohren, dass die Schädeldecke vibrierte. Erst nach und nach klärten sich ihre Gedanken.

Sie stellte fest, dass sie sich in einem halbdunklen, muffigen Raum befand. Ihre Hände hatte man mit Handschellen

fixiert.

Verflucht!, dachte sie. *Wie kam es zu dieser Überrumpelung?*

Großartig Zeit blieb ihr nicht zum Überlegen. Die Tür – eine Eisentür, wie Amanda nun feststellte – öffnete sich und zwei Männer in SS-Uniform betraten den Raum. Einer blieb an der Tür stehen und knipste das Licht an. Eine trübe Deckenbirne an einem Draht.

Der andere – leicht untersetzt – kam auf die am Boden liegende Frau zu und sagte leise: »Spione können wir hier nicht gebrauchen.«

Auf einen Wink hin stoben zwei weitere Männer in das Verlies. Sie rissen Amanda hoch und schleiften sie in einen Gang. Die Agentin erkannte rohes Mauerwerk.

Brutal und rücksichtslos schob man sie über den Korridor. Eine andere Tür am Ende des Ganges wurde aufgestoßen. Hier gab es grelles Licht. Amanda erkannte nur einen recht kahl wirkenden Schreibtisch, der schon bessere Zeiten erlebt hatte, und einen Holzstuhl. Da die Lampe nach vorn gerichtet war, erkannte die Agentin von der Person, die dahinter saß, nur den Schatten.

Man stieß die Paraforce-Agentin auf den Stuhl. Die Tür knallte zu. Amanda spürte aber, dass hinter ihr noch jemand stand.

Außer dem Ticken einer Uhr hörte man nichts in dem Raum.

»Wer sind Sie?«, kam leise die Frage aus dem Bereich jenseits des Lichtfeldes.

Amanda schwieg. Was hätte sie auch sagen sollen?!

Langes Schweigen.

»Auch gut«, kam es von der Stimme.

Dann passierte alles fast gleichzeitig. Amanda wurde hochgerissen, zahlreiche Hände griffen nach ihr, sie hatte den Eindruck, es müsse sich um Hunderte handeln, und in

kürzester Zeit stand sie absolut splitternackt im Schein der Lampe. Doch ehe sie auch nur einen klaren Gedanken fassen konnte, zwang man sie in kniender Haltung auf den Stuhl, fesselte ihre Hände mittels Handschellen an die Rückenlehne. Jemand riss ihren Kopf so stark nach hinten, dass sie glaubte, ihr Genick müsse brechen.

Dann sah sie ein grobporiges Gesicht und spürte sauren Atem.

»*Wer bist du?*«, schrie dieses Gesicht.

Amanda wollte schlucken, es ging nicht.

Der Mann stieß ihren Kopf mit Schwung nach vorn auf die Lehne. Stechend jagte es von der Nase durch ihren ganzen Schädel. Der wollte schier explodieren.

Dann fühlte sie kalten Stahl an den Fußgelenken. Man fixierte sie bis zur Bewegungslosigkeit.

Dann fuhr etwas von den nackten Fußsohlen über die Wirbelsäule bis zum Nacken, was mit dem Wort Schmerz nicht mehr auszudrücken war.

Sie sah nur noch rote Ringe vor den Augen und vernahm das Klatschen des Rohrstocks, der immer wieder ihre Sohlen mit solcher Macht traf, dass im Krampf ihre Zunge sie beinahe selbst erstickte.

Irgendwann überfiel Amanda Ohnmacht, doch eiskaltes Wasser brachte sie sofort in die Realität zurück. Das Klatschen hatte aufgehört, doch unmittelbar danach schrie sie sich die Seele aus dem Leib. Höllenfeuer konnte nicht schlimmer sein und ihre Zehen spreizten und verkrampften sich. Ihr Körper stieß sich in den Fesseln stramm in die Höhe, dass die Gelenke in den Handschellen nur so krachten.

Als sie nach dem nächsten Wasserguss wie im Delirium überhaupt etwas wahrnahm, saß sie normal auf dem Stuhl und die Lampe zwang mit ihrem grellen Schein die Tränen

so in die Augen, dass es einem Wasserfall gleichkam.

Als ihr Kopf nach vorn auf die Brust sackte, wurde er sogleich wieder hochgerissen.

Wie durch Watte vernahm sie die Stimme: »Das war erst der simple Anfang. Bastonade und Feuer. Aber glauben Sie mir, wenn wir Ihnen Strom in die Fotze und Ihren Arsch leiten, werden Sie Ihre inneren Organe außerhalb des Körpers begrüßen können.«

Die Stimme sprach so emotionslos, als wäre es ein Wetterbericht.

Amanda keuchte nur noch. Ihr Herz raste.

Sie fühlte, dass auch Blut aus ihrer Nase rann. Das musste von dem Stoß auf die Stuhllehne herrühren.

Nach schier endlos langer Zeit langer Zeit sagte die Stimme zu einer für Amanda nicht erkennbaren Person: »Hängt sie vier Stunden an ihren Titten auf, dann setzen wir das Verhör fort. Ich muss in den Bunker.«

Als man die Agentin in einen Nebenraum gebracht hatte, konnte sie nur röcheln. Ihre Brüste schienen unter ihrem pendelnden Körper abzureißen.

Amanda dämmerte in einen Zustandsbereich, der zwischen Ohnmacht und Irrewerden lag.

Wie lange sie so hing, vermochte sie auch später nicht zu sagen. Mehr im Koma nahm sie wahr, dass sie jemand los schnitt und sie auf den kalten Betonboden glitt. Geisterhafte Bilder projizierte ihr Gehirn, sie verspürte Hitze und Kälte gleichzeitig, vernahm Stimmen, die sich nicht einordnen ließen ... Sie glitt in eine Zwischenwelt.

Irgendwann vernahm sie eine sanfte, leise Stimme. Sie glaubte, sie zu kennen. Aber bevor sie sich erinnern konnte, war ihr Geist wieder ins *Nirgendwo* geglitten.

Etwas Warmes, Angenehmes berührte ihre Lippen. Sie schluckte automatisch.

»Gott sei Dank!«, hörte sie im weichen Tonfall. »Sie ist wieder da. Diese verdammten SS-Schweine!«

Mühsam gelang es Amanda, die Augen zu öffnen.

»Du?«, kam es heiser.

Lady Joyce Coventree lächelte. »Du bist in Sicherheit.«

Amanda benötigte noch volle zwei Tage, bis sie wieder soweit klar denken konnte, um sich zu erinnern.

Die Folter!

Joyce erzählte ihr, dass sie überraschend von der Führungsspitze eingeladen worden war, um ihre Formel zu erklären. »Ohne diese kann das Projekt GLOCKE nicht funktionieren.«

Amanda richtete sich auf dem Bett auf. Schreiend sank sie zurück.

Joyce streichelte ihre Wange. »Es sieht schlimm aus, aber es werden keine bleibenden Schäden zurückbleiben. Deine Brüste werden noch eine Zeit lang geschwollen sein und die Brandblasen an den Fußsohlen in Verbindung mit den Stockspuren brauchen auch noch Zeit. Aber sie haben dir keinen Knochen zerschlagen.«

»Was ist passiert nach der Katastrophe im Kloster?«

Joyce Coventree schaute fragend. »Welche Katastrophe?«

Da dämmerte es Amanda, dass die Zeitebene sich verändert hatte. Was geschehen war, war nicht geschehen, und die Vorabläufe hatten sich geändert.

»Wie hast du mich gefunden?«

Joyce zuckte die Achseln. »Nachdem du getaucht warst, fuhr ich auf vielen Umwegen zum Haus zurück. Du kamst nicht. Ich machte mir Sorgen. Also suchte ich Justine Marlow auf, die dem Institut den Feldforschungsauftrag gege-

ben hatte. Im Auftrag des Führers in Berlin versucht man Jagdflugzeuge unsichtbar zu machen, damit das Radar sie nicht erwischt. Schließlich haben die Briten das Projekt FREYA in Schweden entdeckt. Die erste deutsche Großstation.«

»Moment«, Amanda schüttelte sich etwas. »Du bist Leiterin des Instituts in Salzburg und arbeitest für die deutsche Wehrmacht?«

»Sicher! Die englische Regierung hat ein Abkommen geschlossen. Deutschland greift England nicht an und wir lassen die Deutschen in Ruhe.«

In Amandas Kopf kreiste es. Die Zeit hatte sich völlig verdreht. Die geschichtlichen Ereignisse stimmten nicht mehr. Wie war das möglich? Konnten auch Menschen in verschiedenen Zeitebenen mehrfach existieren?

Es musste ein paralleles Zeitfeld geben.

»Ich verstehe sowieso nicht, wie du dich vor den Karren der Amerikaner spannen lassen konntest.« Joyce schüttelte missbilligend den Kopf.

Amanda schluckte. Was hatte sie mit den Amerikanern zu tun?

»Na ja«, fuhr Joyce fort. »Himmler wollte sich vom Fortschritt überzeugen und ich war eingeladen. Die Depesche erreichte mich am folgenden Tag im Institut. Nun, ich führte das Lichtumlenkungsfeld vor. Da nahm ich mehr nebenbei wahr, dass sich wohl ein Spion auf dem Gelände befand. Das passiert öfter, aber irgendwie dachte ich an dich. Um es kurz zu machen – ich sah, wie man dich über den Hof zerrte.«

Amanda fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Aber wenn du der Auffassung bist, ich arbeite für die Amerikaner, weshalb hast du mich befreit?«

»Ach Herzchen! Ich kenne die SS und die Gestapo. Da

kommt keiner lebend raus oder bei vollem Verstand. Außerdem kennen wir uns zu gut. Es war ein glücklicher Umstand, dass es ein Problem an der Glocke gab.«

Verflucht, ging es durch Amandas Kopf, wenn sich der gesamte Geschehnisablauf geändert hat, was passierte dann jetzt?

»Ruh dich aus«, sagte Joyce und verließ das kleine Zimmer.

Amandas Mund war trocken wie die Sahara. Es gab nur eine Erklärung. Sie war in ein falsches Zeitfeld geraten. Sie musste zurück! Aber wie?

Ihr Chronometer!

Ximena hatte ihn ihr gegeben. Aber man hatte ihr in dem Folterkeller alles abgenommen. Ächzend wälzte sie sich aus dem Bett. Als sie die ersten Schritte machte, schrie sie auf. Dann sah sie den großen Spiegel.

»Oh Gott!«, entfuhr es ihr.

Ihre Brüste zeigten blutunterlaufene Spuren der Seile, mit denen man sie aufgehängt hatte. Ihre Füße wiesen ein Farbspektrum von Rot, Grün und Blau auf.

Sie schloss die Augen.

Dann fand sie in einer Ecke einen Kleiderschrank. Was darin hing, erinnerte sie eher an einen Kostümverleih denn an etwas für den normalen Gebrauch.

Nach einigem Suchen fand sie eine schwarze Hose im Stil von Marlene Dietrich und einen schwarzen Pullover. Er kratzte. Aber egal. Sie musste zurück ins Kloster. Nur dort hatte sie eine Chance, die Zeitschleifen wieder in Ordnung zu bringen.

Es gelang ihr, sich aus dem Institut zu schleichen, in das Joyce sie gebracht hatte. Sie hörte das gewitterartige Grummeln und hob den Blick. Der Himmel reflektierte wie ein grünliches Nordlicht. Blitze zuckten darin.

Amanda ahnte, dass das Zeitgefüge völlig instabil war.

Möglicherweise war alles, was sie hier erlebte, eine Spiegelung aus mehreren Ebenen, weil das Experiment unkontrollierte Zeitbahnen entwickelt hatte, die sich berührten, teilweise miteinander verschmolzen, sich aber auch wie Magnetpole abdrängen konnten.

Amanda nahm sich nicht die Zeit, über physikalische Paradoxa nachzudenken.

Es war kalt und sie war barfuß. Aber die Kälte tat ihren geschundenen Füßen gut. Sie entdeckte vor einer Kneipe ein Fahrrad.

Nach vierzig Minuten Qual, die ihr den Schweiß auf die Stirn trieb, näherte sie sich dem Kloster Mondsee.

Die Soldaten waren abgezogen. Nur die Flagge mit dem nordischen Symbol knatterte im Nachtwind.

Immer wieder musste Amanda Pausen einlegen, weil der Schmerz in ihrem Körper sie zu übermannen drohte.

Dann die erste Wache.

Sie drehte ihr den Rücken zu. Direkt vor dem Tor mit dem kleinen Durchlass.

Amanda sprang ihn an und drückte die beiden Halsnerven zu, die das Gehirn kontrollierten. Der Bursche sackte zusammen wie eine Marionette, der man die Fäden zerschnitten hatte.

Sie sah sich um. Niemand sonst befand sich auf dem Hof. Den Schmerz in ihren Brüsten und an den Fußsohlen versuchte sie zu ignorieren, was nicht einfach war.

Sie öffnete den kleinen Durchlass und zerrte den Bewegungslosen hinein. Kleine Atemwölkchen bildeten sich vor ihrem Mund und der Nase. Trotz der Kälte brach Amanda der Schweiß aus. Dieser biss in den Wunden ihres Oberkörpers. Sie würde Himmler an den Eiern hochziehen, wenn sie ihn kriegen würde!

Innerhalb kürzester Zeit hatte sie den bewusstlosen Bur-

schen ausgezogen und schlüpfte selbst in die Uniform. Das lange Haar band sie zu einem Knoten und stopfte es unter die Mütze. Dann marschierte sie strammen Schrittes auf den matt beleuchteten Haupteingang zu. Mit gesenktem Kopf stieg sie die elf Treppenstufen hinauf. Die Wache sah ihr entgegen. Doch ehe sich diese versah, lag sie zusammengekrümmt auf den obersten Stufen. Sie ließ den Soldaten liegen, nahm aber dessen *Mauser* an sich.

In dem Flur mit den Kugel-Deckenlampen sah sie sonst keinen Menschen.

Sie kannte den Weg.

Sie stieg die Stufen hinauf zu dem Aufzug, der von der ersten Etage in die Wohnung von Justine Marlow führte. Als sich die Tür zur Seite schob, sah sie sofort zwei bewaffnete Soldaten im Flur. Amanda hatte die Faxen dicke!

Die *Mauser* blaffte zweimal auf.

Amanda machte sich nicht die Mühe zu schauen, ob sie richtig getroffen hatte. Sie durchsuchte, nun mit den beiden Pistolen in der Hand, die Wohnung.

Niemand da.

Sie nahm den Privatlift der Lady Justine und betätigte den einzigen Betriebsknopf. Die Kabine rauschte abwärts.

Dann sah sie unten im Labor-Bunker-Bereich den langen Flur. Hier standen keine Wachen. Man fühlte sich sicher.

Amanda schlich über den kalten Beton, sich immer vergewissernd, dass sie nicht rücklings überrascht werden konnte.

Dann stand sie vor der OP-ähnlichen Tür.

Per Knopfmechanismus öffnete sie.

Wie damals standen Justine und Professor Gruner vor den Kontrollpulten. Und mit dabei: Ted Townsend, der Zwilling von Gerry.

Aber noch jemand befand sich bei ihnen: Lady Joyce Co-

ventree.

»Man missbraucht deine Formel, Joyce!«, kam es von der Agentin kalt.

Alle Köpfe ruckten herum. Justines Mund öffnete und schloss sich wie bei einem Fisch im Fangnetz. Doch dann brannte plötzlich Wut in ihren Augen. Amanda richtete die Waffe auf sie. Der Professor machte einen Schritt auf Amanda zu.

»Keine Heldentaten, Professor! Der Führer dankt es ihnen nicht!«

Er erstarrte. Joyce wedelte mit den Armen. »Amanda, lass den Mist. Wir testen meine Magnetfeldformel.«

»Ja«, machte Amanda trocken. »Magnetfeld! Man wandelt es durch einen Teilchenbeschleuniger mit Antimaterieteilchen um in ein Zeitfeld. Es legt sich wie eine Glocke um die Erde und lässt alle Zeitalter durcheinanderwirbeln.«

Joyce schluckte. »Was redest du da! Antimaterie? Das gibt es nicht.«

Amanda lachte. »Oh doch. Lady Justine reist bereits mit einer Zeitmaschine zwischen diesem Labor und den Großversuchsanstalten in weiter Zukunft hin und her. Lady Justine stammt nicht aus dieser Zeit. Aber sie will ein neues Großreich gründen. Dazu muss sie die Vergangenheiten manipulieren, um anschließend diese Zeitebene hier aus der Weltgeschichte zu löschen.«

Justine lachte hysterisch und Joyce wurde bleich. »Amanda, was redest du für ein wirres Zeug?«

»Wirr? Frag sie!« Damit deutete sie mit einer Kopfbewegung auf Justine.

Joyce sank auf einen Drehstuhl. »Zeitmaschine ... so was gibt es nicht!«

Amanda lachte hart auf. »Doch, verehrte Freundin. Du hast sie sogar entwickelt. In einem anderen Zeitstrahl.«

Nun zeigte sich die Physikerin völlig durcheinander.

Townsend machte einen Schritt auf die Agentin zu. Diese hob die Waffe und eine Augenbraue. »Haben Sie Ihren Bruder umgebracht?«

Der Mann lachte. »Er war ein Idiot! Ich bin Sturmbannführer und ...«, er machte eine Armbewegung zu Justine Marlow, »... durch sie hatte ich die Möglichkeit der Karriere.«

»Ah ja«, machte Amanda. »Das war doch gut eingefädelt. Wer steckt dahinter?«, knurrte die Agentin.

Justine ballte die Fäuste. »Genug! Professor, fahren Sie den Pegel der Glocke auf hundert Prozent!«

»Das geht nicht«, stammelte der Wissenschaftler. »Der Beschuss mit den Antimaterieteilchen ist noch nicht völlig abgeschlossen.«

»Hundert Prozent!«, geiferte Lady Justine. Sie schien den Verstand zu verlieren. »Sonst waren jahrelange Bemühungen umsonst! Ich habe mein Leben riskiert für das Projekt!«

Dann passierte es!

Die Wiederholung der Ereignisse, die sich auch durch Zeitmanipulationen nicht aufhalten lassen.

Was geschehen ist, ist geschehen!

Amanda vernahm Stiefel-Getrappel und das Klacken von MPi-Sicherungsflügeln.

Doch diesmal war Amanda vorbereitet. Sie schoss, sich halb drehend, aus der Hüfte. Eine MPi-Salve ratterte los. Das Fenster, welches den Kontrollraum von der sogenannten Glocke trennte, zerbarst. Gruner wurde getroffen und stürzte auf das Schaltpult. Sirenen begannen zu heulen. Um die Glocke bildete sich giftig-grüner Nebel. Sie schien zu vibrieren.

Ein Sog entstand. Teile der Einrichtung schleuderten wie

Geschosse umher. Amanda spürte eine Kraft, die sie vorwärts riss.

Dann sah sie Joyce. Ihr wurden die Schuhe und Teile der Kleidung vom Leib gerissen, dann verlor sie den Bodenhalt und wirbelte auf die Glocke zu. Diese glühte nun in übernatürlichem Licht.

Dann erfasste der Sog Amanda.

Sie wurde auf einen sich vor ihr auftuenden grünen, in sich pulsierenden Tunnel gerissen.

Die Katastrophe

Sie schmeckte Sand.

Ihr Körper schmerzte so, dass es kaum auszuhalten war. Es dröhnte in ihrem Kopf.

Amanda hob abwehrend die Arme, bis sie merkte, dass sie völlig allein im Dämmerlicht an einem Strand lag.

Verwirrt und unter Qualen richtete sich die Agentin auf. In der Ferne schimmerte das Licht eines Ortes.

Amanda schüttelte sich. Das Bild wurde klarer.

Sie richtete den Blick wieder auf die Lichter. Wie beim letzten Mal. Nur ... dieser Ort war nicht Miami.

Amanda musste husten. Ihr Hals fühlte sich rau an und die Nachwirkungen der Folter forderten ihren Tribut. Sie legte sich flach in den Sand. Nach mehreren Minuten befand sie sich in der Lage, aufzustehen. Ihre Knie knickten zweimal dabei ein.

Mehr schwankend als gehend näherte sie sich dem Rand des Strandes. Dort verlief eine schmale Straße. Amanda kannte den Ort. Er lag an der Küste nahe Yorkshire. Save Gardens bei Bridlington. Ein kleines Fischernest.

Amanda fuhr sich über die Augen. Von hier war es nicht weit bis zu ihrem Haus.

Sie torkelte über die Straße, als die Räder eines Autos hinter ihr quietschten. Sie wandte sich um und blinzelte in die Scheinwerfer.

»Amanda! Amanda Harris?«, rief jemand zögernd.

Die Agentin taumelte auf den Wagen zu. Jemand stieg aus und bald konnte die Agentin die Person erkennen.

»Doc Weverley ...« Amanda kippte um.

Als sie zu sich kam, lag sie umgeben von warmem Licht auf einer weißen Liege unter einem ebenfalls weißen, weichen Laken. Das gutmütige Gesicht des alten Landarztes beugte sich über sie. »Miss Amanda, in welche Schrottpresse sind Sie geraten?«

Bei dieser Äußerung des Arztes musste Amanda trotz der Situation lächeln. »Das ist eine lange Geschichte, Doc«, kam es leise.

Der Landarzt erhob sich von seinem Hocker. »Ich habe Ihnen etwas gegen die Schmerzen gespritzt. Die Wunden sind versorgt, aber ...«

»Sie müssen sich einige Zeit schonen«, vollendete Amanda.

Weverley lachte. »Da kann ich auch die Klagemauer anrufen.« Er seufzte.

Donner rollte über das alte Haus hinweg. Amanda runzelte die Stirn.

»Ja«, kam es von dem Landarzt. »Seit Stunden rollt das Gewitter. Nur merkwürdig, dass kein Regen fällt. Es blitzt nur in allen Farben.«

Amanda richtete sich ruckartig auf. »Was?«

Der Doktor runzelte die Stirn. »Zwischendurch ist immer mal Ruhe, aber vor einer Stunde sah ich so was wie einen Tornadorüssel. Der bewegte sich rasend schnell und dann ... ja, komisch, als wenn ein Elefant einem im Zoo den Rüssel direkt entgegen hält.«

»Shit!«, schrie sie und sprang von der Liege. »Wo ist Ihr Telefon?«

Weverley deutete zu dem Eichenschreibtisch. Sie wählte eine geheime Nummer. Dabei fiel ihr Blick auf das Deckblatt der Yorkshire Post. Sie sah das Bild eines Kriegsschiffes und dann saugten sich ihre Blicke an der Headline fest.

NAVY führt an sechs verschiedenen Punkten Satellitenfunk-Manöver durch

Die Aussage Hebrons kam ihr in den Sinn. Eine Station auf dem Meer.

Jetzt wurde es Amanda klar. Das Zeitfeld aus der Vergangenheit musste sich mit dem Zeitstrahl aus der Gegenwart vereinen. Dazu musste man ein Frequenznetz um die Erde spannen.

Als sich eine Computerstimme meldete, gab Amanda ihren Code ein. Es knackte und zirpte zweimal. Dann hörte sie Blackstone.

»Miss Harris, wo zum Teufel haben Sie gesteckt?«

»Keine Zeit für Erklärungen. Hören Sie zu ...«

Als sie geendet hatte, keuchte der Mann von Paraforce: »Miss Harris, wenn ich Sie nicht so gut kennen würde, dann ...« Er ließ offen, was dann. Es klickte in der Leitung und die Agentin wusste, dass in der Paraforce-Zentrale ein Alarmplan ablief.

Sie nahm die Zeitung hoch und studierte den Artikel. Dann rief sie zu Weverley herüber: »Sagen Sie Doc, sind Ihnen irgendwelche Kriegsschiffe hier aufgefallen?«

»Ja! Ich wunderte mich schon. Seit zwei Tagen liegen ein Kreuzer und ein Flugzeugträger vor der Küste. Etwa vier Meilen von hier.«

»Ich muss zu meinem Haus!«

Der Doc fuhr sie hin.

Jane Gleymore, ihre neue Haushilfe seit der Ermordung

ihres Butlers, empfing sie freudig. »Ich hatte mir schon Sorgen gemacht, Lady Harris.«

»Unkraut vergeht nicht«, rief die zerzauste Agentin und verschwand in ihrem Schlafzimmer.

Nach einer ausgiebigen Dusche nahm sie – eingehüllt in ihren weißen Bademantel – den PC in Betrieb.

Sie hackte sich in das System der NAVY ein.

Der Kontakt verlief über zahlreiche Relaisstationen rund um die Welt, sodass eine Rückverfolgung zwölf Minuten benötigte. Das musste reichen.

Jane brachte Amanda einen Whisky und frischen Kaffee. Die Agentin lächelte dankbar.

Das Symbol der NAVY materialisierte sich auf dem Bildschirm. Amanda klickte sich durch bis zu der Rubrik Manöverplanung. Eingespiegelt oben rechts hatte sie immer die Uhr im Auge.

Sie fand einen mysteriösen Button. Er war mit D.X.G. 14 bezeichnet.

Das musste es sein. Das Programm!

Dimensional-X-Gravitational-Deflection-Program 14

Amanda öffnet den Button.

Ein Forschungsprogramm der *Nevada Fields Military Academy* und einer Sondergruppe der UN.

Ihr stockte der Atem, als sie die Parabeln sah.

Danach sollte die Erde über ein Umlenkungsfeld insgesamt in vier verschiedene Zeitschleifen geschoben werden.

Die Zentrale des den Globus umspannenden Feldnetzes befand sich auf dem Flugzeugträger *Lord Byron*.

Der lag vor der Küste Yorkshires.

Die NFMA war lediglich eine Deckbezeichnung von Area 51.

Aber wieso die UN?

»Die UN hat da überhaupt nichts mit zu tun!«, bellte

Blackstone.

»Es muss eine Sondergruppe geben.«

»Wie kommen Sie darauf, Miss Harris?«

Amanda lächelte in sich hinein. »Ich weiß es. Das muss genügen.«

Es war still in der Leitung. Dann knurrte Blackstone: »Das muss etwas anderes heißen. Ich kümmere mich darum. Was wissen Sie noch?«

»Nichts!«, entgegnete Amanda nur und unterbrach die Verbindung. Sie verschwieg den Flugzeugträger. Weshalb, wusste sie selbst nicht. Es war ein Gefühl.

Da rollte wieder Donner über das Haus. Amanda lief zur Terrasse und schaute hinaus. Der gesamte Himmel fluoreszierte in Grün.

Das Experiment aus Gegenwart und Vergangenheit war fehlgeschlagen. Aber es konnte katastrophale, unkontrollierbare Auswirkungen haben.

Das Energie-Magnetnetz durfte nicht eingeschaltet werden.

Da bemerkte sie, wie sich in dem Grün etwas Helles, wie Schneeflocken, bildete und unterhalb des Feldes ein orangefarbener Streifen entstand, der sich langsam über den Himmel ausdehnte.

Mit einem Mal wusste Amanda, was dort passierte. Man hatte vorgehabt, die Zeitfelder durch stufenmäßige Beschießung mit Materieteilchen zu kristallisieren. Durch Umpolung von Molekülen entstanden Kristalle, welche die Zeit an bestimmten Stellen einfroren. So war es möglich, durch Auflösen und Hinzufügen von Kristallfeldern jede Zeit zu beherrschen. Aber das war durch den Vorfall in dem Salzburger Labor fehlgeschlagen. Nun wurden die Teilchen zufällig beschossen. Die Auswirkungen konnte niemand voraussehen.

Amanda musste das stoppen!

Da zuckten Kaskaden von Blitzen über den Himmel. Der Boden vibrierte. Das Feld dehnte sich wie ein Teppich aus.

»Oh Lord!«, schrie Amanda. Ihr wurde bewusst, dass man den Zentralverteiler bereits eingeschaltet hatte.

Sie stürzte zurück an ihren PC.

Von überall liefen erschreckende Bilder aus aller Welt über die Nachrichtensender. Menschen standen in Panik auf den Straßen.

Politiker gaben hilflose Statements ab.

Die Agentin rannte aus dem Wohnzimmer. Jane sah ihre Chefin ängstlich an. Diese stürmte zu einer Kammer, die einen geheimen Lift verbarg. Die Kabine brachte sie zwei Stockwerke unter das Haus. Neonlicht flammte automatisch auf. Hier unten besaß Amanda Harris die ausgesuchtesten Waffen. Von der kleinen Beretta bis zur Panzerfaust oder Flugabwehrrakete im Miniformat. Vieles aus der Wafenschmiede des Secret Service und des ehemaligen KGB.

Keine Stunde später jagte ein schwarzer Jeep Cherokee aus der Tiefgarage.

Inzwischen hatte sich der Himmelsteppich zu einem Drittel ausgebreitet. Es knisterte in den Büschen und Bäumen. Die Karosserie des Wagens begann zu vibrieren und Elmsfeuer zeigten sich an den Kanten.

Amanda trat das Gaspedal durch. Der Wagen schlingerte bei der harten Beschleunigung für zwei Sekunden, fing sich dann aber.

Die Straße führte an der steilen Küste entlang. Bald konnte die Agentin den Flugzeugträger erkennen. Er lag schräg zur Bucht und auf dem Flugdeck breitete sich etwas aus, was an einen umgekehrten überdimensionalen Regenschirm erinnerte.

Kleine Flämmchen bildeten sich an einer weit hervorste-

henden Spitze.

Auf einer Anhöhe hielt Amanda den Wagen an, sprang heraus und öffnete die Heckklappe.

Es brauchte zwanzig ätzende Minuten, bis die Raketenabschusseinrichtung aufgebaut war. Amanda schwitzte wie in der Sauna, trotz des kühlen Windes. Ihr Körper schmerzte.

Der schwere Fuß ließ sich nur über eine Rampe nach außen fahren. Glücklicherweise lagen in dem Cherokee noch zwei stabile Eisenschienen, die man benötigte, wenn das Fahrzeug im Schlamm feststeckte.

Amanda schaute zum Himmel. Mehr als die Hälfte war mit dem orangefarbenen Teppich bedeckt. Sie hatte nicht mehr viel Zeit.

Sie justierte den Raketenwerfer auf die Großantenne auf dem Deck des Flugzeugträgers. Der erste Schuss musste sitzen.

Amanda schaute durch das Zielfernrohr mit Restlichtaufheller. Grünlich sah sie die Antenne im Fadenkreuz.

Als es hinter ihr metallisch klickte, fuhr sie zusammen.

»Tu das besser nicht«, klang es eisig.

Wie im Zeitlupentempo drehte sich die Agentin um. Sie sah direkt in den Lauf einer Magnum.

Im schwarzen Tarnanzug lehnte Jane Gleymore lässig an der Seitenwand des Cherokee.

»Was soll *das* denn?«, kam es rau von der Agentin.

Jane stieß sich vom Wagen ab. »Ganz einfach, du wirst dieses Projekt nicht verhindern.«

Amanda schluckte. Ein neuer Donner rollte über das Land.

»Du bist ... die Verbindung zur UN?«

Jane kicherte. »Schnellmerker. Ja, und es gab einen guten Grund, bei dir den Job als Putzmäuschen anzunehmen. So

hatte ich dich unter Kontrolle. Erinnerst du dich an den Abend vor deinem Flug nach London? Da habe ich dir ein Schlafmittel verpasst und dir einen Chip unter die Kopfhaut implantiert.«

Unwillkürlich tastete Amanda ihren Kopf ab und spürte dann die unscheinbare flache Erhebung.

»Scheiße! Wozu?«

Jane kicherte wieder. »Das Projekt ist lange Jahre vorbereitet worden. Das lassen wir uns nicht kaputtmachen.«

Nun lachte Amanda auf. »Es *ist* kaputt! Ich habe die Glocke in Salzburg zerstört.«

Sie merkte, wie sich Janes Gesichtszüge anspannten. »Du lügst!«

Amanda schüttelte den Kopf. »Nein!«

Jane fuchtelte fahrig mit der Magnum herum. Das nutzte Amanda. Sie wirbelte um die eigene Achse, der gestreckte Fuß riss Jane die Waffe aus der Hand. Dann packte die Agentin zu. Aufschreiend flog Jane mehrere Meter durch die Luft und landete schwer auf dem wilden Rasen.

Dann schnappte sich Amanda die Magnum. »Schluss, Verehrteste«, zischte sie. Jane wollte aufspringen, da zog die Agentin ihr mit dem Knauf der Waffe eins über.

Plötzlich begann der Boden zu beben. Amanda schaute zum Himmel. Fast zwei Drittel waren mit der orangefarbenen Schicht bedeckt. Die Agentin fluchte und justierte den Raketenwerfer neu.

Bald hatte sie die Antenne fest im Visier.

Durchatmen!

Der Finger betätigte den Auslöser.

Mit einem feurigen Schweif jagte die Rakete in den unheimlich wirkenden Himmel, vollzog einen Bogen und senkte sich auf den Flugzeugträger herab.

Drüben würde man keine Möglichkeit zu Gegenmaßnah-

men haben.

Da!

Der grelle Blitz.

Zeitverzögert kam die Detonation an.

Dann passierten mehrere Dinge gleichzeitig.

Um den Flugzeugträger bildete sich eine Korona aus glühenden Gasen. Der Himmel schien plötzlich im wahrsten Sinne des Wortes aufzureißen. Wie riesige Hologramme tauchten Städte und Landschaften am Horizont auf.

Während Amanda noch fasziniert auf die Projektionen blickte, drang das Rauschen an ihre Ohren. Sie sah seitlich nach links und gewahrte die tiefrote Wand, die sich drohend auf sie zu schob. In ihrem Innern loderte es wie Feuer. Die Dimensionskristalle – nun absolut ohne Kontrolle – verwandelten sich in tödliche Energie. Amanda zögerte keine Sekunde; sie sprang in den Wagen, startete und gab Gas.

Bei der stürmischen Anfahrt schlug die Heckklappe zu.

Die Agentin wusste nur eines: Sie musste von dem Hügel weg. Mit radierenden Reifen erreichte der Cherokee die Straße. Schlingernd bekam er auf dem Asphalt endlich Stabilität.

Amanda trat das Gaspedal durch. In Serpentina ging es mit selbstmörderischer Geschwindigkeit abwärts zu der kleinen Hafenstadt.

Sie sah die Bucht vor sich. Doch auch da schien es im Wasser zu glühen.

Der Wagen erreichte die Mole. Fischerboote dümpelten dort. Die Straße führte eng an der Molenmauer vorbei.

Der Himmel hatte sich gelblich verfärbt. Darin fahl der Mond. Da war der Hafen!

Amanda sah die pechschwarze Wand vom Meer her auf die Küste zu rasen.

Das Getriebe des Cherokee protestierte, als die Agentin die Gänge mit roher Gewalt betätigte.

Dann war es da!

Tödlich!

Verblendung

Amanda prustete und hustete, als sie aus dem aufgewühlten Wasser wieder auftauchte. Nachdem sich ihr Blick klärte, sah sie die Verwüstung.

Fischerboote lagen auf dem Strand – teils völlig zerstört. Häuser mit eingerissenen Wänden, umgeknickte Bäume und Laternen.

Ein Szenario des Grauens.

Amanda schwamm an Land und zog sich an der Hafenummauer hoch. Sie hustete Salzwasser aus.

Unwillkürlich blickte sie zum Himmel.

Ein strahlendes Sternfirmament empfing sie. Die Agentin schloss für einen Moment die Augen.

Das Knattern des Hubschraubers schreckte sie erneut auf. Ein Lichtkegel traf sie. Dann die Stimme aus dem Außenlautsprecher.

»Miss Harris! Alles in Ordnung?«

Blackstone!

Amanda winkte.

Der Helikopter ging tiefer.

Zwei Stunden später saß sie in ihrem Wohnzimmer. Blackstone telefonierte mit der Küstenwache.

»Alles noch mal glimpflicher abgegangen, als ich befürchtete«, meinte er dann. »Die *Lord Byron* ist spurlos ver-

schwunden. Es gibt keinen Kontakt.«

Amanda ahnte, dass der Flugzeugträger vom unkontrollierten Zeitstrom mitgerissen worden war. Vielleicht würde er irgendwann als Geisterschiff gesichtet werden. Und die Townsend-Brüder? Wer mochte das wissen ...

»Die Untergrundzelle in der UN ist ausgehoben worden. Um *Dreamland* kümmert sich die US-Regierung.«

Dazu dachte sich Amanda ihren Teil.

Sie duschte und kuschelte sich dann erschöpft in ihrem Bademantel auf der Couch zusammen und schaltete die TV-Nachrichten ein. Sie berichteten von einem Hurrikan, der einige Küstenstädte in Mitleidenschaft gezogen hatte. Rätsel gab den Experten auf, wieso es an zahlreichen Orten rund um den Erdball gleichzeitig zu solchen Naturereignissen gekommen war. Die Umweltaktivisten trompeteten die Umwelterwärmung als Grund heraus.

Dann wechselte sie den Sender.

Dort wurde über die Verleihung des Physiknobelpreises berichtet. Eine hochgewachsene Frau nahm eben den Preis in Stockholm entgegen.

Die Physikerin hieß Joyce Coventree.

Als Amanda rückblickend rechnete, erkannte sie, dass Lady Joyce durch den letzten Zeitsprung auch biologisch scheinbar 28 bis 30 Jahre mindestens übersprungen haben musste.

Die Agentin lächelte still. Wenn sie das Geburtsregister überprüfen würde, stieße sie auf eine Meisterleistung des Secret Service.

Sie spürte den Luftzug des Geschosses, bevor sie das Klirren der großen Fensterscheibe vernahm.

Instinktiv katapultierte sich Amanda über die Rückenlehne der Couch auf den Boden.

Vier weitere Kugeln rissen Fetzen aus der Couch.

Amanda fluchte. Ihre Waffe befand sich weit außer Reichweite. Sie robbte um die Couch herum und wartete.

Nichts passierte.

Vermutlich wartete der Schütze nur auf eine günstige Gelegenheit.

Amanda sprang hoch und schlug mit der flachen Hand auf den Lichtschalter. Sofort ließ sie sich zurückfallen. Es wurde stockdunkel.

Die Agentin bewegte sich nicht.

Da vernahm sie schleichende Schritte. Mehr ahnend als sehend bemerkte sie den Schatten an der kaputten Verandatür.

Hinter der Couch krümmte sich Amanda zusammen wie eine Katze.

Der Schatten kam näher. Jemand trat durch die Tür. Glas knirschte.

Amanda sprang. Ein Schuss fiel. Die Kugel bohrte sich irgendwo in die Zimmerdecke.

Die Agentin fasste einen Haarschopf und riss daran. Ein Aufschrei war die Antwort.

Dann schlug sie blindlings fünf Mal zu. Es polterte.

Amanda sprang zur Wand und betätigte den Lichtschalter. Das Deckenlicht flammte auf. Benommen versuchte Jane auf die Füße zu kommen. Amanda trat zu. Genau unter das Kinn.

Da sie barfuß war, verstauchte sie sich die Zehen, aber Jane klappte wieder zusammen.

Auf dem Boden lag die 44er.

Sie nahm sie an sich und verschnürte dann Jane mittels einer Gardinenkordel. Danach lief die Agentin ins Bad und kehrte bald mit einem Eimer kalten Wassers zurück. Sie goss es Jane ins Gesicht. Die kam schnaubend zu sich.

»So, mein Todesengel. Jetzt werden wir uns unterhalten.«

»Fahr zur Hölle!«, kam es patzig zurück.

Amanda lachte hart. »Dort wirst du gleich ankommen. Du bist die Mörderin von Bert McCannon. Hast du auch Dr. Peter Murphy auf dem Gewissen? Kamen sie dir auf die Spur?«

Jane spie einen Fluch aus.

Die Agentin sah in die vor Wut fast irren Augen.

Langsam sagte sie: »Ich hätte es eher erkennen müssen. Du bist die jüngere Schwester von Justine Marlow.«

Darauf erhielt Amanda keine Antwort.

Die Agentin griff zum Telefon und gab eine Kurzwahl ein.

Es dauerte nicht lange, da hatte sie Verbindung zu Sir Miles. Sie gab einen knappen Bericht.

»All right«, kam die Antwort. »Ich schicke ein paar Leute rüber.«

Amanda unterbrach die Verbindung. Dann ging sie zu der am Boden liegenden Jane.

»Wie konntest du wissen, dass ich mit der Sache betraut werden könnte?«

Jane richtete sich mit funkelnden Augen etwas auf.

Da zerfetzte ein großkalibriges Geschoss ihren Kopf.

Finale

Das Lokal zeigte sich nur mittelmäßig besetzt.

Blackstone hob das Weinglas. »Auf Ihren Erfolg, Miss Harris.«

Auch Sir Miles prostete der schwarzhaarigen Rassefrau in dem dunklen Designerkleid zu. Dann lehnte er sich zurück und meinte zu Blackstone: »Na, habe ich zu viel versprochen, als ich Lady Amanda empfahl?«

Blackstone verzog das Gesicht, als habe er in eine Zitrone

gebissen. »Wenn unsere verehrte Mitarbeiterin sich einige Alleingänge abgewöhnen könnte, schliefe ich ruhiger.«

Amanda legte Blackstone ihre perfekt manikürten Finger auf den Unterarm. »Ich hatte Sie vorgewarnt.«

Der Kellner schenkte Wein nach. Dann fragte Amanda: »Gibt es Hinweise auf den Verbleib von Justine Marlow?«

Blackstone schüttelte den Kopf. »Nein. Aber wer weiß schon genau, was in Zeitschleifen passiert. Unsere Forschung steht am Anfang. Allerdings ...«, er zog einen Stick aus der Jackettasche. »Wir fanden diesen Stick bei Jane Gleymore. Ich werde ihn persönlich zur Entschlüsselung morgen mit nach New York nehmen.«

Just in diesem Moment begann die Luft um den Tisch des Restaurants zu flimmern. Nur ein, zwei Sekunden konnte Amanda die Gestalt erkennen, die sich in dem bläulich wabernden Feld abzeichnete. Blackstone schrie erschreckt und zornig auf, als ihm der Stick aus der Hand gerissen wurde.

Wie ein Spuk war es vorbei.

Trotzdem hatte Amanda die Gestalt erkannt.

Lady Justine.

Ende

